

Zeitgeschehen

Wer im Wohlstand lebt
Gefahr für historische Kirchenbauten

Im Blickpunkt

Christlich-islamische Begegnung: Eine Kirchengemeinde und ihre türkischen Mitbürger

Verunsicherung und Angst abbauen
Konsequenzen ziehen
Miteinander feiern
Die Dimension des Glaubens
Hindernisse auf dem Weg zum Dialog
Neun Punkte für einen Dialog
zwischen Juden, Christen und Muslimen

Dokumentation

Zusammenleben verschiedener Kulturen Biblische und kirchliche Erfahrungen

IBDK gegen Ethik als Ersatzunterricht

Informationen

FREIGEISTIGE BEWEGUNG
Neuer Präsident der IARF
Ethikunterricht in Hessen

VEREINIGUNGSKIRCHE
»CARP« für den „wirklichen Frieden“

DIE MENSCHENFREUNDE
Der „geistige Sohn“ der „chère Maman“
gestorben

URCHRISTLICHE GEMEINSCHAFTEN
»Urchristen-(Christadelphian-)Gemeinde«

ISLAM
Schlachten nach islamischem Ritus
Frauen beim Freitagsgebet in der
Moschee
250 Jahre Islam in Deutschland

PSYCHOTHERAPIE UND SEELSORGE
»Anders helfen«

ISSN 0721-2402

E 20 362 E

Material dienst

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen
der EKD



12

44. Jahrgang
1. Dezember 1981

Zeitgeschehen

○ **Wer im Wohlstand lebt.** Dem derzeitigen Präsidenten der Vereinigten Staaten wird ein Ausspruch zugeschrieben, wonach die Sowjetunion mit allen Mitteln, einschließlich krimineller, versuche, die Weltrevolution und damit die eigene Herrschaft über die Welt herbeizuführen. Dem Bild, das sich Ronald Reagan von der Sowjetunion macht, stehen, wie bekannt, Urteile anderer Politiker und vor allem von Sowjetexperten gegenüber, die auf Grund ihrer Analysen und Erfahrungen zu anderen Ergebnissen kamen.

Danach war das Ziel einer „Weltrevolution“ eher ein Lieblingsgedanke von Trotzki, der seinerzeit von Stalin selber aus dem Land getrieben wurde. Die Sowjetunion habe, so hört man hier, ihre dynamisch-imperialistische Phase längst hinter sich. Sie könne, aufs Ganze gesehen, heute eher als eine Macht des Beharrens gelten, die Mühe genug habe, den Gebietszuwachs, der ihr im Gefolge des Zweiten Weltkriegs zugefallen ist, wirklich zu „verdauen“. Ihre Führungselite sei überaltert, die Schwierigkeiten, die sie mit sich selbst habe, seien eher im Steigen begriffen. Wo die Sowjetmacht gelegentlich aus der Rolle falle, wie im Fall Afghanistan, sei das eher als Zeichen der Schwäche anzusehen. Festzuhalten aber ist, daß der US-Präsident nicht der einzige ist, der

sich von dem vielstimmigen Konzert der Fachleute nicht beeindrucken läßt. Die Überzeugung, daß das sozialistische Rußland auf Weltrevolution und Weltherrschaft aus sei, unseren freiheitlichen Besitzstand gefährde und daß es vor allem in der Befolgung seiner Ziele auch hinter allen Befreiungsbewegungen der Dritten Welt stehe, ist sehr viel weiter verbreitet und für viele ein Dogma, über das sie nur schwer mit sich reden lassen. Die Hartnäckigkeit, mit der sich die Furcht vor einer gewalttätigen kommunistischen Weltverschwörung hält, könnte beinahe den Eindruck wecken, daß es sich hier um ein politisches Syndrom handelt, das Diskussion und rationaler Belehrung kaum zugänglich ist.

Offensichtlich gibt es bestimmte Formen von Anti-Kommunismus, die Teil einer psychischen Struktur bilden, dazu bestimmt, diese zu stabilisieren. Ohne diese Negativ-Folie müßte man fürchten, selbst in Schwierigkeiten zu geraten.

Nach dieser psychischen Struktur zu fragen, heißt, an ein Tabu zu rühren, was unter Umständen schon mit wenigen Sätzen geschehen kann:

„Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm“, ließ Bertold Brecht eine seiner Gestalten sagen. Aber manchen behagt auch der Wohlstand nur, wenn andere, denen weniger davon zuteil wurde, sich die Nasen platt drücken, um diesen Wohlstand von draußen, durchs Fenster, zu beschauen. Wird die Diskrepanz zwischen dem, was wir uns leisten können, und dem, was anderen fehlt, allzu kraß, könnte sich leicht so etwas wie Gewissen regen. Aber diese Gewissensregungen werden sich rasch wieder beruhigen, wenn man

Grund zu der Annahme haben kann, daß es durchaus nicht nur „Hunger nach Gerechtigkeit“ ist, was den Ärmern dazu treibt, gegen unseren Wohlstand zu protestieren, wenn man unterstellen kann, daß da wohl auch weniger respektable Motive im Spiel sein könnten, nämlich Neid, Begehrlichkeit, Mißgunst, Lust, sich gewalttätig auszuleben, und ähnliches.

Das Maß an Entrüstung über solche Aufsässigkeit ist nicht unbedingt gekoppelt an das Maß des Wohlstandes, um das man sich Sorgen macht. Wer eigentlich recht wenig davon abbekommen hat, wird sich unter Umständen erst recht empören, wenn andere, die noch weniger haben, gegen die bestehende Ordnung angehen. Hier wird die überlegene Moral des fleißig rechtschaffenen Bürgers selber zu dem Besitzstand, den es um jeden Preis zu wahren gilt – mit oder ohne Versuch einer auch religiösen Absicherung. Und die Empörung über die Bedrohung des eigenen Wohlstandes kann sich schließlich in dem Maß verstärken, in dem sich, aus den verschiedensten Gründen, in diesem Wohlstand gar nicht mehr so angenehm leben läßt und das Leben im Konsum-Paradies im ganzen schal geworden ist. Nichts wäre kurzschlüssiger als jedem diese „psychische Struktur“ zu unterstellen, der die Lebensbedingungen im real existierenden Sozialismus wenig attraktiv finden kann und der mit Sorge auf unsere östlichen Nachbarn und darüber hinaus auf die Befreiungsbewegungen der Dritten Welt schaut. Aber fragen wird man schon dürfen, ob uns un-differenzierter, klischeehafter Antikommunismus und allzu lautstark

geäußerte Sorge um das Gewaltpotential, das sich in der Dritten Welt aufstaut, nicht oft mehr als gut ist und daran hindert, verstärkt auch jene Probleme anzugehen, die wir in den Industrienationen, ob in Amerika oder anderswo, mit uns selber haben. Zu diesen Problemen gehören schleichende Arbeitslosigkeit, wachsende Beunruhigung durch außer Kontrolle geratenes Wettrüsten ebenso wie die Zerstörung unserer Umwelt. Mit an erster Stelle aber steht sicher die Gesprächsnot, was wir jungen Leuten noch antworten können, wenn sie uns nach der Welt fragen, die wir ihnen da hinterlassen. qu-

○ **Gefahr für historische Kirchenbauten.**

Erhebliche Schäden an historischen Kirchen und ihren Türmen können, nach einer Untersuchung der Zeitschrift »Kirche und Kunst«, durch läutende Glocken verursacht werden. Nach dem Krieg seien viele Kirchen mit stärkeren Geläuten als zuvor ausgestattet worden. Die damit verbundenen Schwingungen und Stoßimpulse seien gefährlicher als der Straßenverkehr und oft kleineren Erdbeben vergleichbar. Was sich vom Kirchturm an rhythmischen Bewegungen auf das Langhaus eines Gotteshauses übertrage, lasse dann nach physikalischen Gesichtspunkten an ganz bestimmten Stellen des Mauerwerks Risse auftreten.

Wie man weiß, zieht verstärktes Geläut nicht unbedingt mehr Kirchenbesucher an. Nach dieser Meldung aber wird man sagen können: eine Kirche sollte überhaupt nicht lauter läuten wollen, als ihr Mauerwerk das erträgt. qu-

Christlich-islamische Begegnung: Eine Kirchengemeinde und ihre türkischen Mitbürger

Seit etwa vier Jahren unternimmt die evangelische Gemeinde der Christuskirche in Pforzheim-Brötzingen den Versuch, Nachbarschaft und gutes Zusammenleben mit den türkischen Familien in ihrem Bereich einzüben. Der binnen kurzem auf 50 bis 85 Prozent gestiegene Anteil ausländischer Kinder in den beiden kirchlichen Kindertagesstätten gab den Anstoß. Eltern- und Stadtteilarbeit, gemeinsame Feste und Gespräche über den Glauben, menschliches Erleben und theologisches Nachdenken führten die Kirchengemeinde in die bewußte Erfahrung soziokulturel-

ler und religiöser Begegnung. Sie ist dadurch nach eigenem Zeugnis in ihrem christlichen Glauben nicht geschwächt, sondern erweckt und gestärkt worden.

Der folgende Beitrag ist die gekürzte und leicht überarbeitete Fassung eines Berichts, den der Pfarrer der Christuskirche im Juni dieses Jahres der Pforzheimer Bezirkssynode über die Erfahrungen seiner Gemeinde vorlegte. Sie sind sicher nicht ohne weiteres übertragbar. Aber sie können Mut machen und Anregungen geben.

Die Situation in Brötzingen ist in dreifacher Hinsicht exemplarisch. Erstens traf uns die Fülle der Probleme, die mit einem rasch wachsenden Ausländeranteil auf unsere Gemeinde zukamen, direkt und in allen Bereichen. Sie ist identisch mit der Gesamtsituation. Zweitens stellten wir schnell fest, daß das sogenannte „Ausländerproblem“ bilateral ist. Die Schwierigkeiten der Ausländer im Zusammenleben mit den Deutschen sind mindestens so groß wie deren Unsicherheiten und Ängste ihnen gegenüber. Drittens bilden die Türken unter den ausländischen Nationalitäten in Brötzingen die schwierigste Gruppe, da sie einem außereuropäischen Kultur- und Religionskreis entstammen.

Verunsicherung und Angst abbauen

Im Brötzingener Stadtteil, zu dem die Christuskirche gehört, kam es zusätzlich zum Verfall der dörflichen Sozialstrukturen im Zuge einer massiven Sanierung durch das Hereinströmen vieler türkischer Familien in wenigen Jahren zu einem heftigen Kulturaufprall: Prozesse ethnischer Abgrenzung kamen in Gang, die teilweise an den Rassismus vor vierzig Jahren erinnern. „Wenn das Türkengesoxe zu uns kommt, schmeißen wir es den Bahndamm hinunter!“ Oder, etwas subtiler: „Wir haben doch einen kirchlichen

Kindergarten, da gehören doch keine Heiden hinein!“ Beinahe tragisch das kulturell bedingte Mißverständnis eines gutwilligen Mannes: „Jeden Tag, wenn ich meine türkische Nachbarin treffe, grüße ich ganz freundlich – und was macht die? Sie dreht den Kopf weg! So eine Unhöflichkeit, da hat man auch keine Lust mehr.“ Für sie ist es unschicklich, sich in der Öffentlichkeit von einem Mann grüßen zu lassen, er empfindet ihre Reaktion als ungehörige Kontaktverweigerung.

So entsteht beidseitig ein Klima von Unsicherheit und Angst. Die Deutschen fürchten sich vor der Überfremdung, die Türken haben Angst davor, durch Eindeutschung und Christianisierung nicht nur ihre Heimat, sondern sich selbst zu verlieren. Sie erleben das täglich in ihrer Familie. Ein türkischer Jugendlicher: „Täglich unternehme ich eine Reise von der Türkei nach Deutschland. Wenn ich morgens mein Elternhaus verlasse, verlasse ich damit die Türkei. Ich gehe zu meiner Arbeitsstelle oder zu meinen Freunden und bin in Deutschland. Abends kehre ich zurück und bin wieder in der Türkei. Zu Hause erzähle ich nichts von dem, was ich in der Schule erlebte oder bei Freunden, ich tue das, was meine Eltern von mir erwarten. Bei Freunden erzähle ich nichts von meinem Elternhaus, denn ich schäme mich für meine Mutter, die nicht lesen und schreiben kann und mache das mit, was meine Freunde machen.“

Die beiden Kindertagesstätten der Kirchengemeinde bilden sozusagen die tägliche konkrete Kontaktfläche der Begegnung. Über Nacht sind sie durch Kinder aus acht Nationalitäten „multinational“ geworden. Wie aber gestaltet sich ein Aufnahmegespräch, wenn die Mutter Analphabetin ist, das Kind gestern aus der Türkei „importiert“, Zweck und Ziel einer Elementarerziehung, geschweige denn Religionspädagogik im Kindesalter völlig unbekannt? Wie verhält man sich gegenüber Eltern verantwortlich, die ihre dreijährige Tochter schlagen, weil sie im Unterhemdchen mit Jungs zusammen im Freispiel war? Wie verkraften Kinder einen Erziehungsstil, der zu Hause patriarchalisch straff, im Kindergarten aber partnerschaftlich ist? Wie verhält sich eine Gemeinde, die ihren Kindergarten als Teil der Gemeindegemeinschaft und als – auch religiöse – Erziehungshilfe für das Elternhaus versteht, wenn plötzlich mehr als die Hälfte der Kinder Muslime sind? Das alles bedeutet für die Kirchengemeinde, ihren Platz und ihre Funktionen in einem sich total verändernden Stadtteil neu zu bestimmen. Noch vor ein oder zwei Jahrzehnten war die Kirche die öffentlich anerkannte Integrationsinstanz der verschiedenen Gruppen und Interessen, heute ist der Stadtteil zentrifugal auseinandergebrochen. Da sind die Alt-Brötzingler, deren Geschichte mit den Häusern stirbt, die sich nostalgisch einigeln. Gemeinde bedeutet für sie letztes Gefühl der Geborgenheit und Bindungslinie zur Vergangenheit. Da sind die Neu-Brötzingler, die weder zum Stadtteil noch zur Gemeinde eine Beziehung haben und die Kirche in eine „Geh-Struktur“ zwingen. Und da sind die Türken, denen die Gemeinde nur in sozialstaatlichen Einrichtungen begegnet. Gemeinde also als Katalysator oder in der biblischen Funktion des Salzes: auferufen, das Zusammenfinden und -leben auseinanderfallender Gruppen zu ermöglichen und zu qualifizieren, Gegeneinander zum Miteinander, Trennendes zum Verstehen zu führen.

Konsequenzen ziehen

Welche Motive hat die Kirchengemeinde, sich dieser Aufgabe zu stellen? Was sind Begründung und Ziel ihres Handelns? Zum einen steht sie unter Zugzwang. Es gibt in

Brötzingen die Frage nicht, ob wir uns den muslimischen Nachbarn zuwenden wollen oder nicht – wir müssen uns verhalten, so oder so. Zum andern nötigt die Bibel zum Handeln. Erfahrungen mit Fremdlingschaft und Ausbeutung sind tief im biblischen Denken verwurzelt. Israel hat sie sogar für alle Zeit in sein Glaubensbekenntnis aufgenommen (vgl. Dtn. 26, 5–9) und daraus die bis heute revolutionäre und angesichts heutiger deutscher Wirklichkeit beschämende Konsequenz gezogen: „Wenn ein Fremder in eurem Lande wohnt, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch und du sollst ihn lieben wie dich selbst. Ihr selbst seid Fremde gewesen in Ägypten“ (Lev. 19, 33 f.). Und Jesus zieht diese Linie schlüssig fort bis zum Ende der Tage: ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich (nicht) aufgenommen (Matth. 25, 43 + 45). Zum dritten ist das Handeln des christlichen Glaubens nach seinem Selbstverständnis immer öffentliches Handeln, das die universale Liebe Gottes allen Menschen ohne Vorbehalte hinsichtlich Religion, Kultur und Sprache weitergibt. Daraus folgen für unsere Gemeinde zwingende Konsequenzen:

– Wir sagen aufgrund der gottgewollten Vielfalt der Schöpfung und des Menschen „Ja“ zu einem realen Gesellschaftsbegriff verschiedener Gruppierungen und Nationen, schon allein deshalb, weil wir diese Pluralität praktisch erleben. Wir sind uns im klaren darüber, daß Integration im Sinne von Assimilation nur für die wenigsten Familien möglich und gewollt ist. Wir glauben, daß der hohe Anteil von Türken in Brötzingen eben nicht nur ökonomische Gründe (billige Wohnungen) hat. Entscheidender ist das Wohnfeld, sind die alten Häuser, in deren Hinterhöfen bewährte soziale Bindungen untereinander aufgebaut werden können. Damit aber wird Identität und Selbstvertrauen entscheidend gestärkt. Wir sagen deshalb „Ja“ zu einer Konzentration der Türken in unserem Stadtteil, wenn sie dazu führt, Vereinzelung und Vereinsamung zu verhindern, das Auseinanderbrechen der Familien abfängt und letztlich durch Gemeinschaft den Kulturschock zu verarbeiten hilft. Wichtig ist nur, daß kein Ghetto entsteht, sondern daß kulturübergreifende Begegnungen und beidseitig soziales Lernen möglich werden.

– Aus diesem Grund will die Gemeinde mit allen ihren Möglichkeiten Erlebnisräume entwickeln, in denen die soziale, kulturelle und religiöse Identität beider Seiten gestaltet und kommunizierend erlebt werden kann. Es geht uns jedenfalls nicht um eine neutrale Koexistenz, in der jeder getrennt neben dem anderen herlebt, sondern um eine gewollte Proexistenz, die füreinander Freiheit fordert und ihrerseits schafft.

– Auf diesem Hintergrund angstfreier Erlebnisräume will die Gemeinde das Gespräch mit den verschiedenen Gruppen und Institutionen suchen, die in unterschiedlicher Weise und zum Teil gegeneinander an diesem Thema beteiligt sind: Also z. B. mit den türkischen Sozialberatern der Arbeiterwohlfahrt, der Schule, dem Sozialamt, dem Ausländeramt, den Stadträten, um nur einige zu nennen, damit endlich eine am gesamten Lebensvollzug des Menschen orientierte Sozialarbeit möglich wird. Einer allein wird das Problem nicht lösen. Darum brauchen wir eine gemeinsame „konzertierte“ Aktion der Betroffenen.

– Wir sind der festen Überzeugung, daß sich das Spannungsfeld zwischen den ausländischen und den deutschen Familien nur an der Basis lösen läßt. Es gilt darum neue Formen der Gemeinschaft zu entdecken, in denen Verschiedenartigkeit als Bereicherung empfunden werden kann. Wir brauchen soziale Erfindungen. Je mehr uns das gelingt, desto weniger werden sich Vorurteile und Haß, aber auch reaktionäre und politische Radikalität einnisten können.

- Innerhalb der Kindertagesstätten bedurfte es der raschen Erhöhung des Personalstandes, um der Verschiedenartigkeit der Kinder durch kleinere Gruppen, verstärkte Zuwendung zum Einzelkind, gezielte pädagogische Aktivitäten Rechnung zu tragen. Parallel dazu war die rasche Nachqualifizierung der Mitarbeiter und der Gemeindeleitung in Form von Seminaren über soziokulturelle Hintergründe der Heimatländer und über den Islam, waren neue Wege der Elternarbeit und nicht zuletzt die Erarbeitung einer Konzeption für Gemeinde und Einrichtung nötig. Es ist offensichtlich, daß eine Arbeit mit dem Kind nur möglich wird, wenn die begleitende Elternarbeit und das Mittragen durch die Gemeinde Hand in Hand gehen, ein Vorgang, wie er in der Vergangenheit nie so zwingend war. Als weiterer Schritt auf diesem Weg ist die Gewinnung von nationalen Elternbeiräten zu sehen, die inzwischen geradezu eine Brückenfunktion erlangt haben. Sie motivieren ihre Landsleute zum Mitmachen und sind für uns eine Art Laborsituation, um im Kleinen durchzuspielen, was im Großen gelingen soll.
- In alledem sehen wir die Aufgabe, die vordringlich uns, der christlichen Gemeinde, gestellt ist, da das in Jesus Christus gestiftete Heil allen Menschen gilt. Je eindeutiger wir uns für unsere Nachbarn in Not einsetzen, je klarer wir mit unserer Kraft Freiheit respektieren und schützen, je liebevoller und zärtlicher wir Gemeinschaft und Verständnis suchen, je uneigennütziger wir Auskunft über den Grund unseres Handelns geben, desto eindeutiger haben wir Zeugnis für Christus abgelegt.

Miteinander feiern

Unsere Überlegungen beim Versuch, diese Grundsätze in die Praxis zu übertragen, gingen davon aus, Erlebnisräume zu schaffen, deren Atmosphäre zu Offenheit und Neugier und damit zu Vertrauensbildung motivieren soll. Ansatzpunkt war der Gedanke, die türkischen Familien in einer offensichtlichen Stärke und nicht einer Schwäche zu fordern. Nun ist eine Stärke die soziale Dichte der Familie wie das hohe Maß selbstverständlicher Gastfreundschaft und nicht zuletzt die natürliche Offenheit, Feste zu feiern. Über den Elternbeirat wurde versucht, die Idee „an den Mann“ zu bringen: „Ihr Türken feiert ein Fest mit Folklore, nationaler Küche, Landstracht usw. und ladet uns dazu ein. Wir stellen dazu die notwendigen Voraussetzungen.“

Was im Vorfeld dieses Festes geschah, läßt sich nur in anekdotischen Begebenheiten beschreiben. Am ersten Elternabend erschienen geschlossen alle Eltern. Trotzdem befremdliche Zurückhaltung. Bis plötzlich klar wurde, daß die anwesenden Männer sich nicht so einfach etwas von der türkischen Elternbeirätin sagen lassen wollten. Plötzlich saßen die Männer in einer, die Frauen in der anderen Ecke. Danach standen wir eine geschlagene halbe Stunde herum, umgeben von lärmender Diskussion. Auf unsere Frage, was denn nun los sei, wurde sehr geheimnisvoll erklärt, dies gäbe eine Überraschung. Überrascht war zunächst unsere Leiterin, die am nächsten Tag in einem Auto nach Mühlacker verfrachtet wurde, um dort der rituellen Abschächtung zweier kapitaler Hammel beizuwohnen, die sie vorher hatte aussuchen müssen. Sie kam etwas bleich zurück. Ebenso bleich war die Hausmeisterin des Gemeindehauses, als zwei Tage vor dem Fest acht türkische Mannsbilder die Gehwegplatten vor dem Gemeindehaus herauszuwuchten versuchten, um dort einen Grill einzugraben. Bei der letzten Besprechung ging es darum, wie nun ein inzwischen aufwendiges Fest zu finanzieren sei. Von deutscher Seite wurde eine Preistafel vorgeschlagen, was bei der türkischen Seite tiefste

Beleidigung hervorrief. Dies sei ein Fest, dafür könne man doch kein Geld verlangen, oder es werde überhaupt nicht gefeiert. Am Ende wollten zehn türkische Familien aus eigener Tasche zweitausend Mark aufbringen, was wir durch den Kompromiß einer freiwilligen Einlage in ein Sparschwein verhindern konnten. Was dann aus den verschiedenen Familienküchen auf einem zehn Meter langen Bufett geboten wurde, hat uns neidvoll beschämt. Die Buntheit der Landesfähnchen, der Trachten, der Darbietungen der Kinder und der Folklore der Jugend boten ein faszinierendes Gesamtbild. Die Nachlese hat einiges zutage gebracht. Das gemeinsame Feiern und Erleben hat Mauern von Vorurteilen einstürzen lassen. Von zwei Familien weiß ich, daß sogar gemeinsame Urlaubseinladungen nach der Türkei vereinbart wurden. Der eigentlich entscheidende und tiefsitzende Erfolg dieser jährlichen Begegnungsfeste liegt in der Erschließung von Vertrauen. Die Tatsache, daß man miteinander Kinder hat und sich über sie freut, vereint alle Kreatur, die in dieser Welt Nester baut. Überhaupt sind die Kinder in vieler Hinsicht Schlüssel zum anderen. Man sitzt und teilt Sorgen mit, erlebt das hohe Maß an zurückhaltender Freundlichkeit, man hört zu, wenn von Familie und Heimat erzählt wird, und plötzlich entdeckt man befreiend Selbstverständliches: da sorgt sich auch einer um seine Familie, da hat ein anderer Hoffnungen und Pläne wie ich. Um elf Uhr abends stehe ich noch mit einigen türkischen Vätern um die Glut des Grills, werde in den Arm genommen und einer sagt in gebrochenem Deutsch: „Wir sind auch Menschen.“ So als ob er mir das erst beweisen müßte.

Die Dimension des Glaubens

Ganz unspektakulär war auch in diesem Bereich am Anfang die Not. Zunächst die Not der Kinder und Mitarbeiter in der Kindertagesstätte. Da werden in der Adventszeit kleine Weihnachtsgeschenke gebestellt. Stolz bringt ein türkisches Kind einen kleinen Tannenzweig mit nach Hause. Am Tag darauf erfahren wir, daß die Mutter dem Kind den Zweig aus der Hand gerissen und weggeworfen hat. Was bedeutet das für das seelische Empfinden des Kindes? Ein anderer Vater verlangt, daß bei biblischen Themen, die sich ausschließlich mit Jesus beschäftigen, sein Kind aus der Gruppe herausgenommen wird, ein praktischer wie pädagogischer Unfug. Insgesamt beginnt die religiöse Erziehung (Unterweisung) bei Muslimen erst ab etwa zwölf Jahren. Zuvor ist Religion unreflektiert eingebunden in die primäre Sozialisation des Familienverbandes. Umgekehrt geben Muslime ihre Kinder zu uns, weil sie sagen: „Unsere Kinder sollen hier leben, sie sollen euch und eure Religion verstehen lernen.“ Ein anderer Vater sagt: „Ihr seid ja noch die einzigen, die von Gott erzählen.“ Auch das gibt es. Die unter uns anerkannte Idee einer in den Lebensvollzug des Kindes integrierten Religionspädagogik trifft zunächst jedoch auf völliges Unverständnis. Unkenntnis, Unsicherheit und Angst vor Zwangsmissionierung bestimmen deshalb die Beziehungsebene und führen zu Abwehrreaktionen. Nun will die Kirchengemeinde weder von der christlichen Erziehung im Elementarbereich des Kindergartens noch von der Verkündung des Evangeliums lassen. Es ist aber weder Nächstenliebe, mit der eigenen Glaubensüberzeugung den Glauben des anderen zu erwürgen – vor allem, wenn es sich um Kinder handelt –, noch entspricht es der Liebe, dem anderen das Zeugnis des Glaubens schuldig zu bleiben. Es geht also zunächst um gegenseitige Klarheit und Eindeutigkeit. Je klarer und eindeutiger Christen

Christen sind, je klarer und eindeutiger Muslime ihren Glauben bekennen können, um so leichter fällt die Begegnung.

Das Gespräch über den Glauben begann in Brötzingen sehr spät, obwohl es längst fällig gewesen war. Es ging darum, den durch die Feste gewonnenen Freiraum des Vertrauens und Verstehenwollens auf seine Trittfestigkeit zu prüfen. Wir haben mit türkischen und deutschen Eltern, Ältesten und Mitarbeitern Gesprächsnachmittage über unseren jeweiligen Glauben geführt. Sie waren nicht leicht, denn sie deckten schonungslos das eigene Defizit auf. Wir Christen haben plötzlich seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder nicht ein säkulares oder ideologisches (Aufklärung oder Marxismus), sondern ein zutiefst religiöses Widerlager gefunden. Dabei müssen wir erkennen, wie viele Mitchristen ihren Glauben nur noch dumpf im Hinterkopf verspüren, wie dürftig die Substanz gelebter Frömmigkeit geworden ist. Und selbst bibelfeste Gemeindeglieder kommen ins Stottern, wenn sie dem Vorwurf begegnen müssen, wir Christen hätten nicht nur einen, sondern drei Götter. Man bleibt schnell im Gestrüpp dogmatischer Formulierungen hängen. Das verwirrt die Muslime erst recht, weil der Islam eine dogmatische Theologie kaum kennt, sondern eine praxisorientierte Religion ist. Deshalb werden wir von den Muslimen immer nach dem ganz praktischen Glauben gefragt – und antworten meistens dogmatisch. Aber auch auf der Seite der muslimischen Partner ist das religiöse Verhalten keineswegs einheitlich. Es hängt stark von ihrer regionalen Herkunft ab. Familien aus Großstädten haben vielfach einen ähnlichen Säkularisierungsprozeß durchlaufen wie Christen in unserem Land. Interessant dabei ist, daß die eigentliche Basis, auf der der christlich-islamische Dialog dann stattfindet, nicht das jeweilige religiöse Selbstbewußtsein, sondern die beiden Partnern gemeinsame Verunsicherung durch den Säkularismus ist.

Aus solchen Erfahrungen ergeben sich eindeutige Konsequenzen: Wir müssen miteinander reden, weil wir zusammen leben müssen. Wir müssen über unseren Glauben reden, weil der Glaube für beide Seiten lebensbestimmend ist. Wir müssen präziser über unseren Glauben reden lernen. Wir haben im Reden über Gott „uneigennützig“ zu sein, denn wir verkündigen nicht uns selbst oder unsere Frömmigkeit, sondern Christus. Wir müssen geeignete Kommunikationsstrukturen suchen. Muslime glauben durch Beten und Tun des Gebotenen. Aber auch Christen begegnen Gott im Gebet und in der gottesdienstlichen Feier. Deshalb schien der Brötzingener Gemeinde ein Miteinander-Reden durch das Mittel liturgischen Erlebens angemessen.

So kam es zu der Idee eines gemeinsamen Gottesdienstes am Muttertag. In der gottesdienstlichen Feier sollte versucht werden, die Linien religiöser Praxis im beiderseitigen Erleben zusammenzuführen. Es ging dabei niemals um eine „Ökumene der Religionen“ oder gar um synkretistische Gleichmacherei. In vielen Sitzungen wurde das Unternehmen von der Leitung der Kirchengemeinde nach allen Hinsichten beraten und ein verantwortliches Grundkonzept erarbeitet. Es hat sich bewährt, daß wir den Gottesdienst in den einzelnen Gruppen der Gemeinde gründlich vorbereitet haben: im Posaunenchor, der ihn musikalisch gestaltete, im Seniorenkreis, der „Meinungsbildungsinstanz“ in Brötzingen. Von Anfang an einbezogen in die Sorgen und Überlegungen, in die Gestaltung und die damit verbundenen Hoffnungen, waren unsere Senioren neugierig und vollzählig dabei. Dies war so wirkungsvoll, daß sich aus diesem Kreis ermutigende Stimmen zu Wort meldeten: „Das wird schon klappen, Herr Pfarrer.“ Wir wählten den Muttertag, ein Fest, das auch in der Türkei gefeiert wird, und stellten ihn

unter das Motto: „Wir haben Zeit füreinander, denn Familie haben ist schön.“ Damit waren wieder einmal unsere Kinder die uns zusammenführende Gemeinsamkeit. Als Raum für den Gottesdienst wurde die Tagesstätte gewählt, da der Kirchenraum bei unseren muslimischen Nachbarn ein Gefühl der Fremdheit und Befangenheit verursacht. Die theologische Mitte war die Geschichte Abrahams, der auf Gottes Befehl hin seinen Sohn opfern sollte (Gen. 22) – ein Stück biblischer Überlieferung also, das in Bibel und Koran gleichermaßen enthalten ist und für beide Religionen Offenbarung Gottes darstellt, aber beiden Religionen insoweit unverfügbar bleibt, als es älter ist als sie und unserer gemeinsamen Mutter Israel gehört. Wichtig war die Struktur des Gottesdienstes: dem christlichen Gemeindeglied und der muslimischen Familie mußte klar sein, daß sich die Verantwortung des Gesagten nur auf die jeweils eigenen Gedanken und Bausteine bezog. Beide Seiten, Pfarrer wie Imam, sollten versuchen, dem anderen deutlich zu machen und auch in seine Sprache zu übersetzen, welche Inhalte des Glaubens und der Frömmigkeit sich jeweils mit dem gemeinsamen Traditionsgut verbinden. Da keiner Seite vorgeschrieben werden konnte, was sie zum gemeinsamen Text zu sagen hätte, war das schon ein Risiko, das aber bewußt in Kauf genommen wurde. Das Ganze war zusammengeknüpft mit einem gemeinsamen Mittagessen, verbunden mit tiefgehenden Gesprächen über das gemeinsam Erlebte.

Es gab anfangs Befürchtungen, ein solches Sicheinlassen auf eine andere Religion würde den eigenen Glauben verwässern oder gefährden. Das Gegenteil war zu erleben: viele, teilweise verschüttete Fragen des eigenen Glaubens sind ganz neu bewußt geworden, biblische Texte und Gesichtspunkte, über die man früher hinweggesehen hat, erscheinen in ganz anderem Licht. Natürlich verändert sich der eigene Glaube in der Begegnung. Er wird reicher. Uns hat in dieser Frage die Geschichte in Apg. 10 sehr ermutigt: jene Veränderung, die Petrus in der Begegnung mit dem Römer Cornelius erfuhr. Er mußte lernen, aus der Befangenheit seiner religiösen Tradition herauszutreten, um Gottes missionarisches Handeln in einer ganz neuen Weise zu entdecken: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in jeglichem Volk, wer ihn fürchtet und rechttut, ist ihm angenehm.“ (Apg. 10, 34f)

Hindernisse auf dem Weg zum Dialog

Die praktische Erfahrung des Zusammenlebens mit muslimisch-türkischen Familien, die unsere Kirchengemeinde Schritt um Schritt in eine intensive kulturelle und religiöse Begegnung hineinzog, nötigt den Pfarrer, sich selbst und seiner Gemeinde auch theologisch Rechenschaft darüber zu geben, was hier geschieht und wie es zu verantworten ist. Aus diesem Versuch theologischer Verantwortung sind die folgenden Gesichtspunkte einer Theologie des Dialogs erwachsen, für deren Entwicklung das Gespräch mit dem Heidelberger Missionswissenschaftler Hans-Werner Gensichen besonders hilfreich war. Zunächst freilich sind drei gängige Kurzschlüsse und Abwege zu markieren, die der christlich-islamische Dialog tunlichst vermeiden sollte.

Ein erster Fehlweg betrifft die Information über den Islam. Gemeinhin stammen die Kenntnisse des Normalbürgers und -christen über das, was Islam sei, entweder von Karl May oder werden mit den Sensationsberichten über den Fanatiker Ayatollah Khomeini identisch erklärt, gar blutrünstig aufgewiegelt, wenn wir hören, in Saudiarabien habe man einem Dieb die Hand abgehackt. Im Zusammenhang mit dem Öl als wirtschaftli-

cher und politischer Waffe ist freilich das europäische Überlegenheitsgefühl erheblich ins Wanken geraten. So bringen wir ein doppeltes Vorurteil in das Gespräch mit: einmal die Blickverengung, die den Weltislam auf den fanatischen, gewalttätigen und reaktionären Muslim reduziert, zum andern das Denken in globalen Bezügen und pauschalen Blöcken als Folge unseres eurozentrischen Bildungs- und Fortschrittsverständnisses.

Das zweite gravierende Hindernis für den Dialog liegt in der gemeinsamen Geschichte, die ja heute nicht am Nullpunkt anfängt, sondern vierzehn Jahrhunderte der Konfrontation und blutiger Konflikte umfaßt. Militante Ausbreitung des Islam, christliche Kreuzzüge, Türkenkriege, europäischer Kolonialismus. Die Gefahr, Blut und Gewalt gegeneinander aufzurechnen, ist heute so groß wie eh und je. Natürlich gibt es diesen gewalttätigen, militanten Islam – wie auch das christliche Gegenstück. Doch sollten wir alle Mühe darauf verwenden, auch das andere zu hören – etwa wenn bereits im 15. Jahrhundert islamische Mystiker in enger Anlehnung an das christliche Gebot der Nächstenliebe lehrten: „Erwidere das Böse mit der guten Tat, denn Bosheit rächt sich, wenn auch auf Raten, der Segen der guten Taten, die du dem Feind schenkst, ist der beste Samen für die gute Saat.“ Der Lärm der tagespolitischen Ereignisse darf vor allem nicht die Ansätze von Vertrauen der Menschen guten Willens erschlagen.

Die dritte Gefahr ist der dogmatische Irrweg. Er hat darin seinen Ursprung, daß mit der politischen Auseinandersetzung die propagandistische und ideologische Verunglimpfung des anderen Hand in Hand ging. Theologie diente der dogmatisch fixierten Abgrenzung, um den Überlegenheitsanspruch des mit Kaiser Konstantin politisch an die Macht gekommenen Christentums gegenüber der neuen Weltmacht des Islam zu begründen. Das gleiche gibt es ebenso in umgekehrter Form. Es werden zwar heute keine Kreuzzüge mehr ausgefochten, die Kreuzzugsideologie hat sich aber gewissermaßen verselbständigt. Sie wirkt bis heute so nachhaltig, daß es kaum möglich ist, ein unbefangenes theologisches Urteil über den Islam zu gewinnen. Zumeist wird er als christliche Häresie oder als oberflächlich synkretistische Religion mit christlichen Elementen eingestuft. Wir haben es beim Islam aber mit einer Religion eigenen Rechts und eigenen Ranges zu tun, die man nur aus ihrem eigenen Selbstverständnis wird verstehen dürfen. Mit einseitigen, dogmatischen Richtsprüchen können wir der theologischen Beurteilung der Frage nach dem Platz von Menschen anderer Religionen in dieser Weltfamilie und im Handeln Gottes nicht beikommen.

Neun Punkte für einen Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen

Christentum, Islam und Judentum sind – ob ihnen das paßt oder nicht – auf einen Dialog angewiesen, da sie aus dem Dialog miteinander entstanden sind. Das Christentum ist ohne den Juden Jesus von Nazareth und seine Bibel nicht denkbar, wie auch der Islam nach eigenem Verständnis im Wurzelboden biblischer Offenbarung gründet. Mohammed kannte das Judentum, war mit der koptischen Christin Maria verheiratet, wenn er auch das Christentum nur gefiltert und in einer vermutlich nestorianischen Variante kennengelernt hat. Auf diesem Hintergrund gegenseitiger Verwandtschaft nenne ich neun Punkte, auf die der Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen gegründet werden könnte.

1. Wir glauben alle drei an den einen, großen und gemeinsamen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Wir müssen aufhören, das den Muslimen abzusprechen. Der Koran fordert

die Muslime auf, zu den Juden und Christen zu sagen: „Wir glauben an das, was (als Offenbarung) zu uns, und was zu euch herabgesandt worden ist. Unser und euer Gott ist einer. Ihm sind wir ergeben“ (Sure 29, 46).

2. Alle drei Religionen gründen ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Vater auf Erden: Abraham, den „Vater des Glaubens“ Und sie berufen sich alle drei auf die Verheißungen, die Abraham gegeben wurden.

3. Judentum, Christentum und Islam sind gleichermaßen Schriftreligionen, deren Glaubensaussagen religionsgeschichtlich und theologisch unauflöslich ineinander verwoben sind. Der dritte Glaubensartikel des Islam ist der Glaube an die biblische Offenbarung, der vierte an die Propheten, wobei Jesus als Offenbarer des göttlichen Willens, als Muslim, mitgerechnet wird.

4. Alle drei Religionen sind Hoffnungsreligionen. Sie haben ein optimistisches Bild von Gott und damit ein optimistisches Bild vom Menschen. Wir glauben einheitlich, daß der Mensch ein von Gott geliebtes Geschöpf ist und bleibt, trotz aller Sünden. Wir glauben an die Fortdauer der Güte Gottes, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Juden, Christen und Muslime sind alle auf die vergebende Barmherzigkeit Gottes angewiesen

5. Wir sehen gemeinsam im Menschen die ebenbildliche Entsprechung Gottes und glauben, daß der Mensch sich mit Gottes Hilfe von der Unmenschlichkeit zu befreien vermag. Für uns Christen ist dabei von den Muslimen Entscheidendes zu lernen, was wir gern verdrängen: das eigentliche Bindeglied zwischen Mensch und Gott ist die Sprache, das Reden und Beten.

6. Juden, Christen und Muslime glauben gemeinsam an die Verantwortlichkeit des Menschen vor Gott. „Nicht jeder, der zu mir ‚Herr, Herr‘ sagt, wird in das Himmelreich kommen, sondern der, der den Willen tut meines Vaters“, sagt Jesus als Grundbaustein seiner Predigt (Matth. 7, 21). Das hebräische Wort *asa* „Tun“ ist eines der häufigsten, wenn es in der Tora um die Konsequenz im Halten der Gebote und in der Ergebung in Gottes Willen geht. Glaube ohne Tat ist toter Buchstabe, sagt der Koran.

7. Allen drei Religionen gilt der Friede als höchstes Glaubens- und Hoffnungsgut. „Schalom“ ist der umfassende Ausdruck für das wirtschaftliche, physische, soziale, seelische und geistliche „Heilsein“ des Menschen.

8. Ein Blick auf die Weltsituation zeigt, daß sich Judentum, Christentum und Islam gleichermaßen in einer Glaubenskrise befinden. Gläubige Menschen aller drei Religionen sind herausgefordert durch die Kräfte des Atheismus, der den Menschen an die Stelle Gottes setzt, und des Materialismus, der das Leben seiner Tiefe beraubt, durch die Hybris, die nur noch an sich selbst glaubt und dabei diese Welt zu zerstören droht.

9. Juden, Christen und Muslime sind deshalb aufgerufen, den Protest der Propheten Israels gegen inhumane Strukturen, Ausbeutung und Gewalt, Unrecht und ideologische Unterdrückung im Kleinen wie auf der Weltbühne aufzugreifen und weiterzutragen. Sie können ihrem Glauben nur treu bleiben, wenn sie sich dieser Forderung nicht entziehen.

Diesen vielfältigen und tiefgreifenden Gemeinsamkeiten steht jedoch die Tatsache entgegen, daß Judentum, Christentum und Islam sich gleichwohl als drei selbständige, oft genug konträre Religionen in der Geschichte entwickelt haben. Kann Gott also auf verschiedene Weise gültige Offenbarung sprechen, die sich zwar gegenseitig nicht ausschließt, aber den Juden, Christen und Muslim je auf seine Weise bindet? Eine ähnliche Frage hat uns ja im Dialog mit dem Judentum beschäftigt: Gelten die

Verheißungen, die Gott an sein Volk gemacht hat, noch ungebrochen und ungeschmälert? Oder sind sie vom Volk Israel weg auf das geistige Israel, die Kirche übergegangen? Müssen wir deshalb alle Juden zur Taufe bewegen? Wir haben inzwischen gelernt, daß dem nicht so ist. Wir haben die Entscheidung Gott überlassen. Auch im Blick auf den Islam werden wir damit Ernst machen müssen, daß Gottes Offenbarung nie und nirgends anders als in geschichtlicher Gestalt in der Menschenwelt erfaßt werden kann. Sie ist gebunden an verschiedene Zeiten, verschiedene Völker und verschiedene „Religionen“ – und bleibt gerade darin gültige, d. h. letztlich unverfügbare Offenbarung Gottes. Am Beispiel der Christologie, die Judentum, Christentum und Islam am tiefsten trennt, sei das verdeutlicht.

Sind sich Juden, Christen und Muslime hinsichtlich der Vergebungsbedürftigkeit des Menschen einig, so bringt sie das Erlösungswerk im Kreuzestod Jesu weit auseinander. Für Juden und Muslime ist es eine Blasphemie, und jedenfalls für den Islam steht fest, daß die Christen Gestalt und Werk Jesu in einer Weise manipuliert haben, die der Majestät und Einheit Gottes diametral entgegensteht: Gott kann nicht Fleisch werden und erst recht nicht leiden und sterben, und ebensowenig verträgt sich die Gottessohnschaft Jesu Christi mit dem Bekenntnis zur Einzigkeit Gottes. Die christliche Reaktion ist verständlicherweise einmütige Abwehr und der Vorwurf, der Islam habe die eigentliche Bedeutung Jesu gar nicht erfaßt. Freilich ist der Islam in seiner Haltung Jesus gegenüber keineswegs einheitlich, und auch umgekehrt zeigt sich gerade an der Entstehung der altkirchlichen Christologie besonders deutlich, daß alle dogmatischen Denkfiguren an geschichtliche Situationen gebunden sind und nie einfangen können, wer nun Gott selbst ist. Deshalb wird keine noch so hochkarätige Kommission christlicher und muslimischer Dogmatiker einen Generalnenner finden können, mit dessen Definition Jesu dann jeder zu allen Zeiten etwas anfangen könnte. Um einen solchen geht es auch gar nicht. Christen und Muslime könnten und müßten aber auch in dieser Frage bereit sein, an der Erfahrung und der Krise des anderen teilzunehmen. Christen müßten also angesichts der muslimischen Fragen überlegen, ob ihr Blick auf Jesus vielleicht „christologisch“ eingeengt ist. Denn Jesus hat doch wie kein anderer das Bekenntnis zu dem einen Gott nicht nur gelehrt, sondern gelebt. Und könnten vielleicht die biblischen Hoheitstitel Jesu – z. B. „Menschensohn“ oder „Knecht Gottes“ – eine Verständigung im Hinblick auf seine Niedrigkeit und damit auf die Liebe Gottes herbeiführen?

In alledem stehen wir ganz am Anfang. Jedenfalls zwingt uns die konkrete Situation, wo christliche und muslimische Menschen miteinander zu leben haben, immer wieder dazu, verfestigte dogmatische Positionen aufzulösen, nach der lebendigen Glaubenserfahrung zu fragen, die dahinter steht, und mit dieser aufeinander zuzugehen. Dabei gibt es überraschende theologische Entdeckungen.

Wolfgang Weber, Pforzheim

Zusammenleben verschiedener Kulturen Biblische und kirchliche Erfahrungen

Anfang Oktober fand in Bad Boll die Zweite Europäische Konferenz der Einwandererpfarrer statt. Der »Ausschuß der Kirchen für Fragen ausländischer Arbeitnehmer in Europa« hatte zu dieser Konferenz eingeladen. Teilnehmer waren 35 Einwandererpfarrer, Dozenten und Experten aus anglikanischen, orthodoxen, protestantischen und römisch-katholischen Kirchen. Der folgende Bericht wurde von der Konferenz angenommen.

Durch die Einwanderung vieler Millionen Menschen mit unterschiedlicher ethnisch-kultureller Prägung in die mittel- und westeuropäischen Industriegesellschaften sind eine Fülle gesellschaftspolitischer, diakonischer und religiöser Probleme entstanden. Die Konferenz versuchte, einige von ihnen aufzugreifen und im Licht biblischer und kirchlicher Erfahrungen zu bearbeiten.

1. Ausgangspunkt der Referate und Gespräche war die gegenwärtige Situation des Zusammenlebens verschiedener Kulturen in den westeuropäischen Ländern. So wurde darauf hingewiesen, daß es z. B. in der Schweiz keine „schweizer Kultur“ gegeben hat; vielmehr existieren deutsche, französische und italienische kulturelle Erfahrungen nebeneinander. Eine Assimilation dieser verschiedenen Kulturen hat in Jahrhunderten nicht stattgefunden.

In diesem Jahrhundert sind durch die Kolonialpolitik und durch die Migration viele Millionen Menschen aus allen Ländern der Welt nach Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden oder der Bundesrepublik Deutschland gekommen. Erst jetzt wird man sich in den Gesellschaften dieser Länder bewußt, daß nach Formen eines Zusammenlebens gesucht werden muß, die den Einwanderern gleichwertige Möglichkeiten einer Partizipation ermöglichen. Bei manchen Gruppen der einheimischen Bevölkerung verstärken sich zugleich Gefühle der Angst vor einer Überfremdung. Im Gegenüber zu Fremden werden Einheimische verunsichert und versuchen, sich dadurch zu stabilisieren, daß sie Fremde abwerten. Gleichzeitig ist zu beobachten, daß sich bei manchen Ausländern eine Ablehnung gegenüber Einheimischen verstärkt. Einige Politiker reagieren so, daß sie die Rechte der Einwanderer weiter einschränken. Damit werden wiederum jene ermutigt, die ein gleichberechtigtes Zusammenleben mit Einwanderern ablehnen. Dieses ablehnende Verhalten wird dann teilweise noch dadurch legitimiert, daß man vorgibt, die christlich-abendländische Prägung Europas wahren zu müssen.

Die Konferenz untersuchte die Frage, welche Erfahrungen eines Zusammenlebens mit anderen Kulturen in den biblischen Schriften und in der Geschichte der Kirche gemacht wurden:

2. Nach den Ausführungen von Jürgen Ebach (Bochum) ist die *hebräische Bibel* ohne die Einflüsse der Kulturen des Orients nicht denkbar. So beruhen z. B. die Schöpfungsvorstellungen auf älteren Überlieferungen und Traditionen, die teilweise kulturell höher entwickelt waren. In der Urgeschichte (Gen. 1–11) wird der Kulturvorsprung der anderen Völker zugestanden und von Israel noch gar nicht geredet. Im Gegensatz zu den orientalischen Schöpfungsgeschichten ist der erste Mensch im Alten Testament jedoch nicht ein Angehöriger des eigenen Volkes. Vielmehr ist der erste Mensch ein Bild Gottes. Die eigene Rasse ist also den anderen nicht überlegen. Das Menschenverständnis des Alten Testaments steht in einer Argumentationslinie gegen eine Diskriminierung, Hierarchisierung und Ungleichbehandlung von Menschen. Konkret zeigt sich dies in den wiederholten Aufforderungen, den Fremden im eigenen Land nicht zu bedrücken. „Liebe den Nächsten, denn er ist wie Du“ (Lev. 19, 18) – dies wird dadurch begründet, daß die Väter in Ägypten selbst die Erfahrungen von Knechtung und Ausbeutung gemacht haben, die im eigenen Land den Fremden erspart werden sollen.

3. Im *Neuen Testament* wird schon bei der Urgemeinde in Jerusalem deutlich, daß sie von Menschen aus der hebräischen und hellenistischen Kultur bestimmt ist. Die Apostelgeschichte zeigt, daß es durch die Vertreibung der Christen – durch Flüchtlinge – zur Verbreitung des Glaubens kam. In den paulinischen Gemeinden lebten Juden, Griechen und Angehörige anderer Herkunft zusammen. Christoph Burchard (Heidelberg) wies darauf hin, daß in den Gemeinden eine interkulturelle Aufgeschlossenheit zu beobachten war. Für Paulus war es selbstverständlich, daß die Menschheit in verschiedene Kulturen zerfällt. Darin sah er jedoch keine Bereicherung. Vielmehr sollte dies überwunden werden. Durch die Taufe sollte der alte Mensch als Jude oder Grieche sterben und etwas völlig Neues entstehen: der neue Mensch in Jesus Christus. Insofern ist die neue Gemeinde „monokulturell“, eine neue Wirklichkeit. In der konkreten Gestalt ist die Gemeinde als Leib Christi jedoch multikulturell – verschiedene Kulturen können fortbestehen, sofern sie dem Neuen nicht widersprechen. Christen konnten nicht an heidnischen Kulte teilnehmen und bestimmte Berufe nicht ausüben. Zugleich konnten nach paulinischem Denken die Christen keine kulturelle Assimilation anderer Menschen fordern.

4. In den ersten Jahrhunderten der *Kirchengeschichte* standen Christen den ethnischen, religiösen und kulturellen Minderheiten besonders nahe. Orthodoxe Teilnehmer wiesen darauf hin, daß gemäß dem Pfingstereignis in den orthodoxen Kirchen ein multikultureller Geist herrscht. Anastasios Kallis (Münster) zeigte auf, daß in Byzanz Minderheiten bedrängt wurden, die sich in Lehrfragen unterschieden, obgleich sie Vermittler zu anderen Kulturen und Religionen waren. Auch in der Neuzeit war in manchen Ländern die Tendenz zu beobachten, Orthodoxie und Nationalität zu identifizieren. Die orthodoxe Kirche hat jedoch offiziell diese nationalistischen Tendenzen verurteilt.

5. Cornelis Augustijn (Amsterdam) wies darauf hin, daß sich bei den Reformatoren gegenüber den Juden ein Überlegenheitsgefühl zeigte, das sich darin begründete, daß Juden Jesus verworfen haben, dadurch selbst verstockt und deshalb von Gott verworfen wurden. Christen verstanden sich von daher als Vollstrecker des göttlichen Gerichts gegen Juden. Diese Gesichtspunkte verbanden sich mit der Angst vor der jüdischen Konkurrenz in Wirtschaft und Geldwesen. Die Deckungsgleichheit von Kirche und Gesellschaft erwies sich als schwerstes Hindernis für die Gleichberechtigung und freie Entfaltung von Minderheiten. Zugleich gab es in einigen Strömungen der Reformation

Leitgedanken, die durch menschliches Mitleid und Erbarmen den bedrängten Menschen gegenüber sowie durch Respekt vor dem Fremden und seiner Religion geprägt waren. Christen sollten versuchen, Juden und Muslime durch Belehrung und ihr Verhalten in der Praxis zu gewinnen. Es gab auch die Meinung, daß in mehreren Religionen derselbe Gott verehrt wird. Außerdem wurde die Vorstellung einer Gesellschaft entwickelt, in der die jüdische Gemeinschaft als ein auch in religiöser Hinsicht eigenständiger Volksteil anerkannt wird.

6. Die *Kirche unserer Tage* kann dazu beitragen, die Konflikte zwischen verschiedenen Kulturen aufzuarbeiten. Dabei handelt es sich nicht nur um Spannungen zwischen den Kulturen der Einheimischen und Einwanderer. Auch innerhalb der hochindustrialisierten Gesellschaften gibt es Konflikte z. B. zwischen den Kulturen der Arbeiter und der Bürger. Gegenwärtig gibt es alternative Kulturbewegungen besonders auch bei der jungen Generation, die sich von den Normen der westlichen Industriegesellschaft mit ihrem Intellektualismus und Aktivismus abgrenzen. Für die Kirche stellt sich die Frage, wie sich diese verschiedenen Bewegungen in der Gesellschaft entwickeln werden. Damit ein Leben aus der Gemeinschaft in der Liebe Christi verwirklicht werden kann, dürfen diese verschiedenen Kulturen nicht in partikularistische und sektiererische Gruppen zerbrechen.

Jean-Pierre Thevénez (Genf) wies darauf hin, daß ein Zusammenleben in verschiedenen Kulturen nicht als ein „Gesetz“ zur Verwirklichung eines Paradieses auf Erden gefordert werden, sondern theologisch richtiger als Gabe und Chance der neuen Welt Gottes angeboten werden kann. Gegenüber ideologischen Verzerrungen dieser Botschaft sollte man dabei kritisch bleiben: das gilt z. B. dann, wenn schmerzhaft wirtschaftliche und politische Ursachen der gesellschaftlichen Entwicklung nicht beachtet werden, wenn herrschende ideologische Legitimationen und elitäre Wege der Verwirklichung die Oberhand gewinnen oder wenn die Unsicherheit der Menschen und ihre Abhängigkeit von Mächten der Gesellschaft durch einen Rückzug auf eine Innerlichkeit überspielt werden.

7. Herbert Leuninger (Limburg) hat herausgearbeitet, daß die Kirche Modellcharakter für eine multikulturelle Gesellschaft hat. Ihrer Herkunft nach multikulturell, setzt sie sich auf Orts- und Weltebene aus Menschen der verschiedensten Kulturen zusammen und glaubt an die Heilsgemeinschaft der Endzeit, in der Gott die Menschen aller Rassen, Kulturen und Völker unter seiner Herrschaft eint.

Die Kirche, obwohl keiner Kultur letztlich verpflichtet, erkennt ein Menschenrecht auf Wahrung der eigenen Kultur gerade auch in der Migration an und sucht es in ihren eigenen Strukturen zu garantieren. Dabei will sie die Einheit in der Vielfalt verwirklichen. Als Instrument des Heilshandelns Gottes und als Zeichen der Einheit unter den Menschen kann sie und muß sie versuchen, monokulturell bestimmte Einwanderungsländer auf multikulturelle Perspektiven hin zu öffnen.

Die Kirche erfüllt ihre Aufgabe nicht,

insofern sie als gesellschaftliche Großgruppe zu sehr Teil der monokulturellen Aufnahmegesellschaft ist;

insofern sie wie diese einen unzulässigen Anpassungsdruck auf Minderheiten ausübt;

insofern sie wie die Gesellschaft eine zweitrangige Nebenbevölkerung schafft, eine Art Nebenkirche installiert;

insofern sie alternative (Armut-)Kulturen als Identitätsbedrohung auffaßt und

insofern sie überhaupt monokulturelle/nationale Bestandsinteressen vor ihre universale, eschatologische Aufgabe stellt.

8. Die wahre und volle Einheit des Volkes Gottes ist ein eschatologisches Ereignis. Sie wird schon heute im liturgischen und eucharistischen Leben der Kirche erfahren. Dieses Erlebnis ist gleichzeitig ein Zeugnis der göttlichen Herkunft unseres Glaubens. Christen können in multikulturellen Gesellschaften die Verwirklichung der wahren Einheit im Hinblick auf den wiederkommenden Herrn sehen. Das schließt das Bestreben ein, diese vom Geist gespendete Einheit anzustreben und dadurch den Nichtchristen Zeugnis von christlicher Hoffnung zu geben.

Die Hilfe der Kirchen gegenüber den christlichen Minderheiten soll so gestaltet sein, daß sie ihrer Identität und dem Aufbau der eucharistischen Gemeinde dient. Diese Bemühungen sollten daher vom Paternalismus befreit sein und die Einheit zwischen pastora-lem, diakonischem und seelsorgerlich-missionarischem Dienst hervorheben.

9. Das Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Kulturen schließt auch die Begegnung von Menschen unterschiedlicher Religion ein. Dieses Zusammenleben muß bewußt eingeübt werden. Insbesondere sollten Christen dafür eintreten, daß Menschen ihrer Religion entsprechend leben können.

Das Christentum ist selbst in einer multireligiösen Umwelt entstanden. Jesus Christus war selbst Jude in einem Land unter römischer Fremdherrschaft, das von griechischer Kultur geprägt worden ist. Kennzeichnend für das frühe Christentum war es, daß bestehende Religionen und Wertssysteme kritisch in Frage gestellt wurden.

Im Verhältnis zu den anderen Religionen darf nicht übersehen werden, daß es in manchen Bereichen gemeinsame humane Ziele gibt, die zu betonen lebensnotwendig ist und die eine Grundlage für Gespräche und eine Zusammenarbeit bilden: z. B.

- das Eintreten für den Frieden und die Ablehnung des tödlichen Wettrüstens
- die Suche nach gemeinsamen Wegen mit Menschen in der eigenen Umgebung, die unter der Segregation aufgrund ihrer Herkunft, Hautfarbe, Sprache und Religion leiden
- das Eintreten für leidende und hungernde Menschen in der Welt.

IBDK gegen Ethik als Ersatzunterricht

Im Unterschied zu den freigeistigen Vereinigungen, die der Einführung eines Ersatzunterrichts für alle Schüler, die keinen Religionsunterricht besuchen, in einigen Bundesländern zustimmend gegenüberstehen, verhält sich der »IBDK« (»Internationaler Bund der Konfessionslosen e.V.«)

hierzu ablehnend, weil „in erster Linie wieder Theologen und Katecheten in den sogenannten Alternativfächern ein neues Betätigungsfeld finden“ (IBDK-Vorstand). Die dazu vom »IBDK« entwickelten Thesen wurden in der Juni-Nummer der Zeitschrift »Materialien und Informationen zur

Zeit. Politisches Journal der Konfessionslosen und Atheisten« Nr. 2/1981, S. 16–18, veröffentlicht. Die Thesen erscheinen zu einem Zeitpunkt, da

der Religionsunterricht allgemein bei Schülern wieder zunehmende Beachtung und Anerkennung findet.

Vorbemerkung

Die christlichen Großkirchen haben sich durch Kirchenverträge und Konkordate das Recht gesichert, ihre Weltanschauung durch den Religionsunterricht an staatlichen Schulen vom ersten Schuljahr an den Kindern zu vermitteln, deren Eltern der jeweiligen Großkirche angehören. Dieses Privileg der Kirchen ist in den Verfassungen einzelner Bundesländer mit verankert worden.

Von Anfang an war es den Kirchen ein Ärgernis, daß Kinder konfessionsloser Eltern bzw. Schüler, die sich vom Religionsunterricht abgemeldet haben, eine geringere Zahl von Schulstunden hatten. Die Furcht, daß diese geringere Schulstundenzahl Schülern einen Anreiz bietet, sich vom (oftmals langweiligen, weil intellektuell völlig anspruchslosen) Religionsunterricht abzumelden, ist der Grund für eine Vielzahl administrativer und vielfach repressiver Maßnahmen, die dieser Gefahr entgegenwirken sollen. Im einzelnen wurde und wird zu folgenden Maßnahmen gegriffen:

1. Der Religionsunterricht wird zu einem Fach erklärt, das bei der Ermittlung des Zeugnisdurchschnitts wie normale Unterrichtsfächer mitzählt. In Verbindung mit der Vergabe überdurchschnittlich guter Zensuren im Religionsunterricht soll so ein Anreiz geschaffen werden, am Religionsunterricht teilzunehmen.

2. Bei Schulen mit reformierter Oberstufe wird der Religionsunterricht in einer Fachgruppe mit Pflichtwahlfächern wie z. B. Geschichte, Erdkunde oder Sozialkunde geführt. Durch entsprechende Anforderungen in diesen Fächern (teilweise auch durch entsprechende Auswahl der Lehrer) kann wieder ein Druck zugunsten des Religionsunterrichts ausgeübt werden, da die erforderliche Pflichtstundenzahl allein oder weitgehend durch den Religionsunterricht als Prüfungsfach abgedeckt werden kann.

3. Der Religionsunterricht wird dadurch attraktiver gemacht, daß er zu einem alltagsnahen Lebenskundeunterricht umfunktioniert wird (mit politischen Diskussionen, Schauspiel, psychologischen Gesprächen usw.).

4. Es wird versucht, die Religionsmündigkeit mit 14 Jahren durch anderslautende Landesverfassungen (Bayern, Rheinland-Pfalz, Saarland) auf 18 Jahre hinauszuschieben. Durch bewußte Falschinformation von Schülern (die sich vom Religionsunterricht abmelden wollen) bzw. deren Eltern wird an vielen Schulen ebenfalls versucht, den Abmeldungen vom Religionsunterricht entgegenzuwirken.

5. Man versucht, für alle Schüler, die keinen Religionsunterricht besuchen, einen Ersatzunterricht einzuführen. Dieser Unterricht läuft in den verschiedenen Bundesländern unter den Bezeichnungen „Ethikunterricht“, „Werte und Normen“ u. ä. Vor allem mit dem unter Punkt 5 aufgeführten Ersatzunterricht sollen sich die folgenden Thesen auseinandersetzen.

These 1

Der Versuch, für Schüler, die keinen Religionsunterricht besuchen, einen Pflichtunterricht über „die allgemein anerkannten Grundsätze der Sittlichkeit“ (Bayerische Landesverfassung) einzuführen, ist eine der ungeheuerlichsten Diskriminierungen konfessions-

loser Bundesbürger. Hiermit wird implizit erklärt, christlicher Religionsunterricht bewirke sittliches Verhalten, hingegen müßte man Nichtchristen die Grundsätze der Sittlichkeit in einem eigens hierfür geschaffenen Unterricht nahebringen.

These 2

Das Grundrecht auf freie Religionsausübung beinhaltet auch das Recht, keine Religion zu haben. Da somit keine Verpflichtung bestehen kann, einen Religionsunterricht zu besuchen, darf es keine Verpflichtung geben, bei einer Nichtteilnahme am Religionsunterricht einen (wie auch immer gearteten) *Ersatz*unterricht besuchen zu müssen. Jeder Versuch, einen solchen Ersatzunterricht einzuführen, ist verfassungswidrig.

These 3

Wenn nichtchristliche Verbände versuchen, einen solchen Ersatzunterricht in ihrem Sinne auszubauen (ja einen solchen sogar noch fordern, wie etwa der Vorsitzende des »Deutschen Volksbundes für Geistesfreiheit«, Fürgau, in: »*Humanist*« 9/80, S. 260), akzeptieren sie (möglicherweise unbewußt) die in These 1 dargestellte Diskriminierung und den in These 2 dargestellten Anspruch auf Ersatz für Nichtteilnahme am Religionsunterricht. Es ist für Konfessionslose daher eine Frage der Selbstachtung, jedweden Ersatzunterricht für den Religionsunterricht rigoros abzulehnen.

These 4

Die in These 3 formulierte kompromißlose Ablehnung eines *Ersatz*unterrichts betrifft nicht Überlegungen zu einem Unterricht, der den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen ablösen könnte und für *alle* Schüler verbindlich wäre. Eine Diskussion über die Lehrinhalte eines solchen philosophischen, sozialkundlichen, religionswissenschaftlichen Unterrichts ist durchaus sinnvoll, auch wenn eine Realisierung zunächst nicht absehbar ist.

These 5

Bei allen Diskussionen, die einen Ersatzunterricht für den Religionsunterricht betreffen, müssen die nichtchristlichen Verbände offensiv darauf hinweisen, daß derartige Bestrebungen eine offene Bankrotterklärung des christlichen Religionsunterrichts bedeuten. Offensichtlich ist dieser Unterricht der privilegierten christlichen Kirchen so uninteressant und offensichtlich sind christliche Schüler hierfür so wenig zu motivieren, daß die Aussicht auf eine Verringerung der Schulstunden für sie einen großen Anreiz zur Abmeldung von diesem Fach bedeutet. Nur mit administrativen Stützungsmaßnahmen können die christlichen Kirchen die Teilnehmerzahl an ihrer privilegierten Glaubensunterweisung vor ständigem Schwund bewahren.

These 6

Christlichen Eltern ist jedes Recht abzusprechen, irgendeine Art von Ersatzunterricht für nichtchristliche Kinder zu fordern. Das kirchlicherseits ständig strapazierte Elternrecht darf allenfalls zu Forderungen berechtigen, die die eigenen Kinder betreffen, niemals jedoch zu Forderungen an den Gesetzgeber, Kindern nichtchristlicher Eltern irgend eine Art von Ersatzunterricht zu verordnen.

Informationen

FREIGEISTIGE BEWEGUNG

Neuer Präsident der IARF. (Letzter Bericht: 1977, S. 286) Auf dem 24. Kongreß des »Weltbundes für Religiöse Freiheit« (»IARF« = »International Association for religious Freedom«; vgl. MD 1973, S. 10) in Noordwijkerhout (Holland) wählten die Delegierten als Nachfolger von *Dr. Carolyn Howlett* den Leiter der japanischen buddhistischen Laienbewegung »*Rissho kosei-kai*« (= »Gesellschaft zur Aufrichtung des Gesetzes und der Gemeinschaft«), *Dr. Nikkyo Niwano*, für die nächsten 3 Jahre zum neuen Präsidenten der »IARF«. (Näheres hierzu bei: *F. Heyer / V. Pitzer*, »Religion ohne Kirche. Die Bewegung der Freireligiösen«, Stuttgart 1977, S. 206 ff). Vizepräsident und designierter Nachfolger des neuen Präsidenten wurde der Generalsekretär der »British Unitarian and Free Christian Churches«, *Roy Smith*. Der Kongreß aus 465 Teilnehmern stand unter dem Thema „Die Zeiten der Religion“. Die Delegierten verabschiedeten u. a. eine Resolution an die UNO-Generalversammlung, die sich gegen die Diskriminierung der Frauen in der Welt wendet und eine andere gegen die religiösen Verfolgungen im Iran, von denen insbesondere die Baha'i-Religion betroffen ist. ru

Ethikunterricht in Hessen. (Vgl. die „Dokumentation“, oben S. 353 ff) Wie die »Frankfurter Rundschau« (27. 7. 81)

berichtet, will die hessische Landesregierung nun im Schuljahr 1982/83 den seit 1978 geplanten Ethikunterricht einführen. Da nicht nur Schüler, die aus der Kirche ausgetreten sind, sondern auch ausländische Schüler mit anderem Glauben zu diesem Unterricht verpflichtet werden sollen, gilt das neue Schulfach den Bildungsplanern zugleich auch als Beitrag zur besseren Eingliederung der Ausländer. Es sollen vor allem christliche und humanitäre Werte, sowie Religionskunde und Philosophie vermittelt werden. „Damit die Schüler lernen, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden“ (so das Kultusministerium), will sie die Landesregierung darüber hinaus an wesentliche Gebote des Grundgesetzes und der Verfassung heranzuführen. Ehrfurcht, Nächstenliebe, Achtung und Duldsamkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Der mögliche Unterrichtsstoff reiche vom NATO-Doppelbeschluß über Tier- und Umweltschutz bis hin zu Fragen der Energie- und Verkehrspolitik. Wie die freireligiöse Zeitschrift »Der Humanist« in ihrer September-Nummer dazu bemerkt, wird aus freireligiöser und freigeistiger Sicht damit jedoch die Problematik akut, daß auch nicht einer christlichen Kirche Angehörige somit nicht nur zur Auseinandersetzung mit allgemeinen humanitären, sondern auch mit spezifisch christlichen Werten verpflichtet werden! ru

VEREINIGUNGSKIRCHE

»CARP« für den „wirklichen Frieden“. (Letzter Bericht: 1981, S. 331 ff) Daß auch die »Vereinigungskirche« den Frieden propagiert, ist selbstverständlich. Wer wäre je gegen Frieden gewesen? Diejenigen, die faktisch den Frieden gefährdet oder gebrochen haben,

waren immer jene, die einen *bestimmten* Frieden wollten. Einen zu ihren Gunsten und nach ihrer Vorstellung. „Für wirklichen Frieden“, „Gegen kommunistischen Scheinfrieden“ – dieser Slogan auf einem recht kriegerisch anmutenden Flugblatt könnte denn auch von jeder rechts-extremen politischen Gruppe stammen. Doch wurde er vom »*CARP-Komitee für wirklichen Frieden*« geprägt, einer der Moon-Organisation zugehörigen und mit der »Vereinigungskirche« weitgehend personenidentischen Gruppe (»Collegiate Association for the Research of Principles«, vgl. MD 1976, S. 137 ff und 329).

Punkt 1 des Flugblatt-Textes lautet: „Wir brauchen die Neutronenwaffe, . um den Frieden zu wahren und unsere Feinde wirksam abschrecken zu können.“ Ein anderes Flugblatt derselben Gruppe beginnt mit dem agitatorischen Satz: „Das Maß ist voll . Die Sowjets sagen ‚Frieden‘, meinen aber Gewalt. . Wir sind nicht blind. . Wir sind vom kommunistischen ‚Frieden‘ bedroht, . darum müssen wir fest zusammenstehen und uns gegen diese Bedrohung rüsten.“

Daß es zu Zwischenfällen kam, als diese Flugblätter ausgerechnet auf der *Bonner Friedensdemonstration* am 10. Oktober verteilt wurden, ist verständlich. (Es war dies der einzige Zwischenfall übrigens.) Der Referent für Jugendsekten im Erzbistum Köln, Martin Blachmann, teilte uns über die diesbezüglichen Aktionen der Moonies folgendes mit:

Am Freitag vor der Friedenskundgebung führte die CARP-Organisation eine Gegendemonstration auf dem Bonner Münsterplatz durch, an der schätzungsweise 300 Mitglieder der CARP teilnahmen. Das war seit langer Zeit offensichtlich die erste relativ große, spektakuläre Veranstaltung der Vereinigungskirche unter

der Bezeichnung »CARP«. Es wurde eine Kundgebung abgehalten und ein Demonstrationzug durch die Bonner Innenstadt durchgeführt, bei der ebenso viele Mitglieder sehr fanatisch für die Herstellung der Neutronenwaffe und gegen den Kommunismus demonstrierten. Den ganzen Tag über haben sie dann vereinzelt in der Bonner Fußgängerzone gestanden und die Flugblätter verteilt. Sie kamen vor allem aus Großbritannien, aber auch aus Skandinavien, der Schweiz, Japan und Korea. Nur relativ wenige waren aus der Bundesrepublik. Ich habe mit vielen Mitgliedern gesprochen, wobei deutlich wurde, daß sie mit geringen Abweichungen die gleiche Argumentation führten. Kaum einer beherrschte die deutsche Sprache, so mußte die Diskussion immer in Englisch geführt werden. Auch war es, wie in vergangenen Zeiten, ausgesprochen mühsam, aus den Leuten herauszubekommen, wer denn nun die sogenannte „CARP-Organisation“ sei. Nur ein Mitglied machte deutlich, daß es sich um die Studentenorganisation der Vereinigungskirche handelt.

Bei dem Bonner Friedensmarsch selbst zog die Vereinigungskirche mit ca. 200 Mitgliedern in den Hofgarten, die zunächst ihre Flugzettel und Plakate versteckt hielten. Sie postierten sich sehr geschickt vor der Pressetribüne, und auf ein Zeichen hin fingen sie gleichzeitig an, Sprechchöre anzustimmen und ihre Flugzettel in Massen durch die Gegend zu werfen. „‚Frieden‘ ist nur Tarnung in Moskaus Strategie“, hörte man da. – Soweit ich informiert bin, sind sie dann von den Ordnern aus der Masse herausgeführt worden. Es hat auch noch eine Schlägerei zwischen Anhängern der Moon-Bewegung und einigen Punks gegeben. – Soweit der Bericht.

Später, nämlich gegen Ende Oktober,

gab CARP dann ein Zeitungsblatt heraus: »SZ-Studentenzeit«. In ihm waren die Flugblatt-Texte aufgenommen und durch weitere gleichartige Artikel ergänzt worden. Auch Offene Briefe an den Bundeskanzler und an UN-Generalsekretär Waldheim waren darin abgedruckt. „Sämtliche sogenannte Friedensdemonstrationen in Deutschland sind initiiert von Kommunisten“, hieß es da. „Unser Land ist in tödlicher Gefahr. . . Unsere Nachbarländer wie England, Frankreich und Italien sind bereits Opfer dieser (kommunistischen) Infiltration geworden. Soll Deutschland auch auf diesem Altar geopfert werden?“

„Plumper Antikommunismus“ wird dieses Vorgehen der Moonies immer wieder genannt. Als Kennzeichnung aber reicht dies nicht hin. Nach Sprachstil, Argumentations- und Aktionsweise haben wir hier vielmehr den Typos einer *ideologischen Gruppe* vor uns. Dabei ist eines vor allem auffallend: Wenn die Vereinigungskirche, die in der Vielzahl der Aktivitäten und Organisationen der Anhänger Sun Myung Moons wirksam wird, eine religiöse Gemeinschaft sein will, warum kommt dann in diesen Texten zur Friedensproblematik kein einziger religiöser Gedanke zu Wort?

Blachmann/rei

DIE MENSCHENFREUNDE

Der „geistige Sohn“ der „chère Maman“ gestorben. (Letzter Bericht: 1976, S. 44f) *Joseph Neyrand* war der Nachfolger von *Lydie Sartre*, der großen Führerin der »*Amis de l'Homme*« (des eigenständigen Zweiges der Menschenfreunde in Frankreich). Nun ist er am 10. August dieses Jahres nach neunjähriger Leiterschaft im Alter von 54 Jahren gestorben. Ein außerordentlich schwerer

Verlust für das kleine, seit über 30 Jahren bestehende Glaubenswerk, dem auch eine Reihe deutscher Freunde zugehören. Denn dieses Werk hatte in *Joseph B. Sayerce*, in *Lydie Sartre*, die als „letzter Jünger Christi“ verstanden wurde, und in *J. Neyrand*, dem noch von ihr selbst designierten „geistigen Sohn“, eindeutige Führungsgestalten gehabt. Nun fehlt ein Nachfolger.

Joseph Neyrand stammte aus einer alten frommen katholischen Familie; und er hatte zu den Gaben seiner Vorgängerin – Menschenliebe und Kraft des Herzens, Elan und Fantasie des Helfens – noch die besondere Tugend der Treue und der demütigen doch kongenialen Nachfolge hinzugefügt. Er war nicht zu einem autoritären Führer geworden, sondern zum „älteren Bruder der Familie der *Amis de l'homme*“ „In seiner Nähe empfand man immer eine immense Vergebung, nie Anklage“, bekannte einer seiner Glaubensbrüder. Wie *Johannes der Täufer* von sich weg auf *Christus* wies, so ließ er durch sein Wirken stets die „*chère Maman*“ im strahlenden Licht erscheinen. Ihren Prinzipien und Zielsetzungen fühlte er sich verpflichtet. Vor allem hat er ein starkes Bewußtsein der Solidarität und den Willen zur gegenseitigen Hilfe bei den Landwirten der ganzen Region geweckt, denen die *Amis de l'Homme* in unablässiger Hingabe geholfen haben. „*Joseph Neyrand* gehörte zu denen, die es bewirkten, daß die Hoffnung nicht stirbt“, bekannte ein Vertreter der Bauern an seinem Sarg. rei

URCHRISTLICHE GEMEINSCHAFTEN

»Urchristen-(Christadelphian-) Gemeinde«. Letzter Bericht: 1970, S. 151ff) Es ist naheliegend, daß eine biblisch orientierte Gemeinschaft, die sich von den historisch gewordenen

Großkirchen distanziert, sich nach der Gemeinde der ersten Christen ausrichten will. Wie das urchristliche Vorbild dann aufgegriffen wird, kann verschieden aussehen: Meist wird Wert gelegt auf die Gemeindeform, wie sie in der Struktur der Gemeinde (als „Ekklesia“), in den Ämtern, oder aber in den charismatischen Gaben zum Ausdruck kommt. In der auf die amerikanischen »Christadelphians« (Brüder in Christo nach Hebr. 3, 11) zurückgehenden *Urchristengemeinde* steht im Mittelpunkt die urchristliche *Lehre*. Die Gemeinde stellt selbst sehr klar die Unterschiede ihrer Lehren gegenüber den herrschenden Ansichten in den Kirchen heraus. Sie liegen vor allem in der Christologie und in den messianisch-eschatologischen Vorstellungen. Beim Übergang aus der jüdischen in die hellenistische Umgebung sei das ursprüngliche Evangelium verfälscht worden.

Die kirchliche Trinitätslehre wird abgelehnt. Jesus war zwar Gottes Sohn, doch nicht „Gott, der Sohn“ – nicht ein (prä-existentes) Gottwesen. Nur als wirklicher Mensch konnte er seine Sendung erfüllen. Im Unterschied zu anderen Antitrinitariern (z. B. den Unitariern) glauben die Urchristen jedoch an die Messianität Jesu. Dies spiegelt sich in den Gebeten und gottesdienstlichen Texten wider und in der Taufe.

Voraussetzung für die *Taufe* ist das rechte Verständnis der „urchristlichen“ Lehre. Sie wird also als Glaubentaufe (etwa ab 16 Jahren) durchgeführt: Der Täufling bekennt sich zur „Einzigartigkeit Jahwes“ sowie zur „Messianität Jesu“, und er gelobt, fortan im Gehorsam zu wandeln. Die Taufe in anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften erkennen die Urchristen – auch wenn sie als Erwachsenentaufe vollzogen wurde – im allgemeinen nicht an, weil dort nicht das

richtige Taufverständnis vorliege. Umgekehrt kann die Taufe der Urchristen von den Kirchen nicht anerkannt werden, da sie nicht trinitarisch ist und gegen die innere Einheit der Kirche Jesu Christi gerichtet ist.

Mit der Taufe wird man „Glied am Leib Christi“ und hat damit Anteil an dem messianischen Reich, das Gott dem Samen Abrahams verheißen hat. Dieses *messianische Reich*, das Jesus bei seiner (bald erwarteten) Wiederkunft auf Erden errichten wird, ist Zentralstück des Glaubens der Urchristen. Es wird stark vom Alten Testament her gesehen. Damit fühlt man sich den Juden nahe verbunden. Religiöses Symbol im Gottesdienstraum ist nicht das Kreuz, sondern der siebenarmige Leuchter. Er findet sich auch auf dem Titelblatt der Zweimonatschrift »*Prüfet alles*« [Verlag der Urchristen-(Christadelphian-)Gemeinde, Silberstraße 13, 7300 Esslingen].

Pointiert wird der Glaube an eine Unsterblichkeit der Seele abgelehnt: der ganze Mensch ist dem Tod verfallen, bis er zu ewigem Leben wiedererweckt wird. Es gibt auch keine Hölle als Ort der Strafe. Ebenso wird die Vorstellung vom Satan (oder auch vom Heiligen Geist) als personifiziertem Wesen abgewiesen.

Sieht man nur auf solche kontroversen Anschauungen, so könnte man meinen, es handle sich bei den Urchristen um eine ziemlich abgeschlossene und etwas versponnene separatistische Gruppe. Ganz anders ist der Eindruck bei einer persönlichen Begegnung. Ein vor wenigen Jahren neu erbautes Gemeindehaus in Esslingen-Wäldenbronn, das die Glieder im Stuttgarter Raum sammelt, macht ein vielseitiges Gemeindeleben möglich. So erlebt man hier mehr die positiven Seiten einer kleinen Separatgemeinde: den persönlichen und herzlichen Ton, den unmittelbaren Kontakt der ein-

zelen untereinander, den großen Einsatz, mit dem viele für die Gemeinde arbeiten.

Als Gast wird man freundlich und offen empfangen, bekommt bereitwillig jede gewünschte Auskunft und kann auch am Gottesdienst teilnehmen. Dieser hat einen frohen und zuversichtlichen Charakter. Sowohl die Ansprachen, die von „sprechenden Brüdern“ gehalten werden (sie sind Laien, denn es gibt keine theologische Ausbildung), wie auch die frei formulierten Gebete haben durchaus Niveau. Beeindruckend ist die Feierlichkeit des (internen) Gedächtnismahles. – Auch die mittlere und jüngere Generation ist vertreten. Die Kinder werden zur gleichen Zeit in mehreren Altersgruppen mit vielgestaltigem, selbst erarbeitetem Material mit biblischen Geschichten vertraut gemacht.

In der Bundesrepublik gibt es noch eine zweite »Urchristengemeinde« im Rheinland, die in mehreren Städten verteilt ist: Remscheid/Mönchengladbach-Rheydt/Oberhausen / Siegburg. Insgesamt zählt man 144 getaufte Mitglieder. Die Gemeinden sind – nach kongregationalistischem Prinzip – jeweils selbständig. Sie gehören, wie erwähnt, zu den »*Christadelphians*«, die bereits 1844 durch John Thomas als Abspaltung von den »Gemeinden Christi« (s. MD 1973, S. 268ff) in den USA entstanden sind. Heute sind sie vor allem in England, in Australien, den USA und etwa 35 weiteren Ländern verbreitet. ir

ISLAM

Schlachten nach islamischem Ritus. (Letzter Bericht 1981, S. 334) Am 8. Oktober feierte die islamische Welt ihr größtes Fest, das „Opferfest“ (arabisch „id ul-adha“, türkisch „kurban

bayram“). Es bildet den Abschluß der Riten bei der Pilgerfahrt in Mekka und erinnert die islamische Gemeinde an Abraham, der Gott seinen Sohn zu opfern bereit war (vgl. 1. Mose 22). Dieser Geschichte entsprechend ist es auch heute mit einem Tieropfer verbunden: Die Pilger in Mekka und ebenso die gläubigen muslimischen Familien in aller Welt opfern an diesem Tag Lämmer, Schafe oder Ziegen.

In der westlichen Welt ist seit Jahren eine Auseinandersetzung um die islamische rituelle Schlachtung im Gang, und jedesmal flammt sie um die Zeit des Opferfestes wieder auf, obwohl es dabei keineswegs nur um die Opfertiere für diesen Tag geht: Muslime dürfen generell eigentlich nur Fleisch von Tieren essen, die nach der religiösen Vorschrift geschlachtet wurden. Diese besteht im Kern darin, daß das Tier ohne vorherige Betäubung „im Namen Gottes“ geschächtet wird, indem ihm die Kehle durchgeschnitten wird, so daß es möglichst vollständig ausbluten kann. Dadurch wird das Fleisch „halal“, d. h. rein und zum Essen zugelassen.

Proteste und gerichtliche Verfahren gegen diese Art der Schlachtung gab es bereits vor fünfzehn Jahren in Großbritannien, vor zwei Jahren und jetzt wieder in den Niederlanden, in der Schweiz und in der Bundesrepublik (in Nordrhein-Westfalen und in Baden-Württemberg). Die Kritik hat drei Gründe. Erstens werden offensichtlich immer wieder Tiere von ungelerten Leuten unsachgemäß getötet, auf Hinterhöfen oder im Freien, gelegentlich sogar in Etagenwohnungen. Das widerspricht nicht nur der gesetzlichen Vorschrift, daß jedes Schlachttier von einem amtlichen Veterinär zu beschauen ist, sondern bringt oft unnötige Quälerei mit sich. Zweitens steht der rituellen Schächtung das Gesetz entge-

gen, daß Tiere vor der Tötung durch einen Elektroschock betäubt werden müssen. Drittens argumentieren Tierschützer und ihre Verbände immer wieder, die Tötungsart des Schächtens sei inhuman und könne nach europäischen Moral- und Wertvorstellungen nicht geduldet werden.

Die muslimische Antwort auf diese Kritik nennt zwei Argumente. Erstens: die Schlachtung ohne vorherige Betäubung sei eine zwingende Vorschrift des islamischen Gesetzes; in dieser Sache gehe es also um das Grundrecht der Religionsfreiheit. Dabei wird auch auf die jüdische Religionsgemeinschaft verwiesen, für die ähnliche rituelle Vorschriften gelten und die allgemein anerkannt sind. Vor zwei Jahren hat denn auch die holländische Regierung den Muslimen die Erlaubnis erteilt, ihre Tiere nach der religiös vorgeschriebenen Weise zu töten. Und die britische Regierung hat ebenso wie die britische Tierschutzvereinigung die islamische Praxis als Ausnahme für eine religiöse Minderheit anerkannt (»News of Muslims in Europe« 29. 9. 1981). Für den Bereich der Bundesrepublik gibt es seit kurzem ebenfalls eine Grundsatzentscheidung. Auf Anfragen der Staatsanwaltschaft Ravensburg, die mit einem Fall in Oberschwaben befaßt war, der vor einem Jahr Aufsehen erregt hatte, entschied jetzt das Bundesverfassungsgericht: „Bei rituellen Schächtungen können sich die islamischen Bürger auf das Grundrecht der freien Religionsausübung berufen, das höherwertiges Recht darstellt“ (»Südwestpresse« 29. 8. 1981).

Zweitens argumentieren die Muslime: das Schächtten sei schmerzlos und zudem die einzige Art, um das völlige Ausbluten des Fleisches zu garantieren. Es gibt viele Gutachten, die diese Ansicht stützen. So hält der Geschäftsführer

einer Düsseldorfer Schlachtereierie, die den Muslimen von der Stadt Düsseldorf zugewiesen wurde, das Schächtten „für die humanste Art des Schlachtens; das Gehirn ist in zehn, spätestens fünfzehn Sekunden blutleer“ (»Süddeutsche Zeitung« 9. 10. 1981).

Die Auseinandersetzung ist ein Musterbeispiel für die kulturellen und religiösen Konflikte im Zusammenleben der europäisch-christlichen Mehrheit mit der islamischen Minderheit. Sie ist es darin, daß sie in der Tat deutlich macht, wie schwierig in der Praxis das theoretisch allseits anerkannte Recht auf religiöse Freiheit sein kann. Die Debatte ist aber auch darin exemplarisch, daß weder die Behörden noch die Bevölkerung bisher mit diesen Schwierigkeiten umzugehen gelernt haben. In den Niederlanden ist der Fall vom Tierschützerverband erneut vor Gericht gebracht worden. Und der nordrhein-westfälische Landwirtschaftsminister hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß auf jeden Fall auch bei den religiösen Schlachtungen die gesetzlichen Vorschriften beachtet werden müssen – für Verstöße werden Bußgelder bis zu 10000 Mark angedroht. Statt solcher Drohungen – oder mindestens: zugleich mit ihnen – sollten den Muslimen, wie es die Stadt Düsseldorf getan hat, Möglichkeiten zu einer kontrollierten Schlachtung geboten werden. Auch die Muslime freilich müssen lernen, sich den Ordnungen des Staates, in dem sie leben, einzufügen. Jedenfalls kann es nicht angehen, daß sie ihre Tiere irgendwo bei einem Bauern hinter der Scheune oder gar in der Wohnung selber töten. Die in der Schweiz lebenden Muslime haben jetzt beim Schweizer Bundesamt für Landwirtschaft die Genehmigung zur Einfuhr von Fleisch beantragt, das aus rituellen Schlachtungen stammt (»Stuttgarter Nachrichten« 6. 10. 1981).

Auch das ist eine Möglichkeit, die hierzulande von den Metzgereien, die türkische Familien beliefern, bereits vielfach praktiziert wird. mi

Frauen beim Freitagsgebet in der Moschee. Immer wieder zeigt sich, wie gegensätzlich die Kräfte und Bewegungen in der islamischen Welt heute sind. Alle einlinigen Deutungsmuster sind deshalb verfehlt. Sie treffen, wenn überhaupt, höchstens einen Aspekt der komplexen islamischen Realität. So wird die gegenwärtige Re-Islamisierung zumeist als reaktionärer „Rückfall ins Mittelalter“ eingestuft. Daß sie auch ganz andere Auswirkungen haben kann, hat jetzt der jugoslawische Islam gezeigt.

In Jugoslawien dürfen einem Bericht in den Islamnachrichten der »Deutschen Welle« vom 5. 9. 1981 zufolge die muslimischen Frauen ab sofort am Großen Freitagsgebet in den Moscheen teilnehmen. Das habe, so der Bericht, ein Fetwa – ein offizieller Rechtsentscheid in religiösen Dingen – des Ra'is ul-Ulama, des Oberhauptes der islamischen Glaubensgemeinschaft Jugoslawiens, Hadj Naim Effendi Hadziabdić verkündet. Mit diesem Fetwa sei ein jahrhundertealtes Tabu durchbrochen, das allein den Männern die Teilnahme am Gebet in den Moscheen vorbehalten hatte. Das Fetwa war vom Ortsausschuß der Islamischen Gemeinde von Sarajewo beantragt worden, nachdem in jüngster Zeit immer wieder Frauen spontan zu den Freitagsgottesdiensten erschienen waren.

Interessant ist die Begründung der Entscheidung. Der Ra'is ul-Ulama stellt fest, daß gegen den Moscheebesuch von Frauen keine wie auch immer gearteten religiösen Bedenken vorliegen. Befürchtungen, die Anwesenheit von Frauen und Mädchen in der Moschee könnte die

Männer vom Gebet ablenken, seien zu einer Zeit am Platze gewesen, als die Frauen vom öffentlichen Leben ferngehalten waren. Heute aber seien doch überall dort, wo sich Männer aufhalten, auch Frauen zu finden. „Wir sind der Meinung, daß die Moschee eine Stätte des besinnlichen Nachdenkens und der Frömmigkeit ist, ein Ort also, zu dem sich mancher Zeitgenosse flüchten möchte, um seine Ruhe wiederzugewinnen und leiblichen Genüssen zu entsagen. Eine Person, ob Mann oder Frau, die heute die Moschee besucht, ist bei Gott fern von jeglichen sexuellen Gelüsten.“ So das Oberhaupt der jugoslawischen Muslime. Und weiter: Die islamische Gemeinschaft unternehme derzeit verstärkte Anstrengungen, um die Frauen optimal in das religiöse Leben einzubeziehen. Deshalb müsse ihnen auch ermöglicht werden, an der religiösen Ausbildung und am öffentlichen Gebet teilzunehmen. Da das Freitagsgebet auch das wöchentliche Treffen der Gemeinde sei, könne es durch nichts gerechtfertigt werden, die gläubigen Frauen davon auszuschließen.

So weit der Bericht in der »Deutschen Welle«. Sicher ist bei der Beurteilung dieser Entscheidung zu berücksichtigen, daß sie in einem Land gefallen ist, dessen herrschendes politisches System sich zur sozialistischen Gesellschaftsordnung und damit zur vollen Gleichberechtigung von Mann und Frau bekennt. Deshalb stehen hinter dem offenkundigen Drängen der jugoslawischen Frauen sicher auch gesellschaftspolitische Tendenzen. Daß der jugoslawische Ra'is ul-Ulama jedoch solche „modernen“ Entwicklungen positiv aufgreifen und sie mit der religiösen Aktivierung seiner islamischen Gemeinden verbinden kann, ist gleichwohl bemerkenswert.

mi

250 Jahre Islam in Deutschland. Angesichts der etwa 1,7 Millionen muslimischer Menschen, die heute in der Bundesrepublik leben, und ihrer Probleme sind die Anfänge islamischer Präsenz in Deutschland nicht mehr als ein historisches Kuriosum: im Jahr 1731 erhielt der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I vom Herzog von Kurland zwanzig muslimische Türken für seine Truppe der „Langen Kerls“. Der König, ein frommer Mann, ließ ihnen in der Nähe der Garnisonskirche in Potsdam einen Saal als Moschee herrichten.

Mit dieser Reminiszenz setzt die »*Geschichte des Islam in Deutschland*« ein, die der muslimische Journalist *Muhammad S. Abdullah*, korrespondierender Mitarbeiter der EZW und den Lesern des »Materialdienstes« seit langem bekannt, in der Reihe »Islam und Westliche Welt« im Grazer Styria Verlag veröffentlicht hat. Er verfolgt mit seiner Studie zwei Ziele. Zum einen will er zeigen, daß der Islam in Deutschland keineswegs eine so neue und fremdartige Erscheinung ist, wie es heute unter dem Eindruck der in den letzten Jahren entstandenen Türkenviertel oder der pakistanischen und marokkanischen Ausländergruppen vielen vorkommen mag. Vielmehr habe es schon seit Jahrzehnten, vor allem in Berlin, neben der ausländischen Kolonie muslimischer Diplomaten und Kaufleute eine respektable Gemeinde deutscher Muslime gegeben. Zum andern möchte er, von dieser Tatsache ausgehend, das Gespräch mit der deutschen Öffentlichkeit und besonders mit den christlichen Kirchen fördern. Seit geraumer Zeit stehen dem die innenpolitischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten mit ihren ausländerfeindlichen Folgen ebenso wie die widersprüchlichen Entwicklungen in der islamischen Welt und ihre Rückwirkungen auf den Westen entgegen. Zu-

nächst jedoch bietet die Arbeit ein gehöriges Stück Information über Fakten, Lebenssituation und Probleme der heute in diesem Land lebenden muslimischen Menschen sowie der islamischen Gruppen und Organisationen religiöser, ethnischer und politischer Couleur. Darin hat sie ihre Stärke und hierfür hat der Autor eine Fülle an Daten und Dokumenten ausgewertet.

Wer über die ausländischen Minderheiten aus islamischen Ländern berichtet, die heute in der mitteleuropäischen Industriegesellschaft arbeiten und leben, muß ein ganzes Bündel menschlicher, sozialpolitischer, kultureller und religiöser Probleme ansprechen. Und er kommt nicht umhin, Position zu beziehen. Abdullah tut dies in zwei Kapiteln über die Frage der öffentlich-rechtlichen Anerkennung des Islam und den Stand der christlich-islamischen Beziehungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß seine Sicht der Dinge an dieser Stelle am deutlichsten persönlich gefärbt ist und am meisten Anlaß zu kritischer Rückfrage gibt.

Es ist begreiflich, daß der deutsche Islam, den er so betont in den Vordergrund rückt, nicht ständig unter den gesellschaftlichen und rechtlichen Belastungen der Ausländerpolitik leiden möchte. Aber erst durch den massenhaften Zuzug muslimischer Ausländer hat der Islam in Deutschland überhaupt öffentliches Gewicht bekommen. Und auch wohlmeinende Sachkenner sind sich keineswegs einig, ob den islamischen Gemeinschaften mit der Zuerkennung des historisch gewachsenen, komplizierten Status einer „Körperschaft öffentlichen Rechts“ wirklich gedient wäre. Dessen ungeachtet gilt selbstverständlich das Grundrecht auf Glaubensfreiheit und freie religiöse Praxis für alle Muslime.

Es ist ebenso begreiflich, daß der Muslim

empfindlich auf die kirchliche Pluralität reagiert, in der die Frage nicht eindeutig beantwortet wird, wie das christliche Glaubenszeugnis gegenüber dem Islam heute auszusehen habe. Für ihn kann es nur den Dialog geben, wobei „Dialog“ in erster Linie Verzicht auf jede missionarische Bekehrungsabsicht bedeuten soll. Diese einfache Gegenüberstellung wird aber der vielschichtigen und durchaus offenen innerkirchlichen Diskussion über ein sach- und zeitgemäßes Missionsverständnis nicht gerecht.

Um so erfreulicher ist das engagierte Votum für die Öffnung der christlich-islamischen Beziehungen zur Begegnung der drei Bruderreligionen Judentum, Christentum und Islam. Unter dem Druck des Nahostkonflikts ist dies in der dafür eigentlich „zuständigen“ Region nur in Ausnahmefällen möglich. Es wäre ein großer Wurf und würde an gute europäische Traditionen anknüpfen, wenn hierzulande ein neuer Anfang im Gespräch zwischen Juden, Christen und Muslimen gemacht würde.

mi

PSYCHOTHERAPIE UND SEELSORGE

»**Anders helfen**«. So lautet der Titel eines Buches, mit dem Prof. *Michael Moeller*, neben *Horst-Eberhard Richter* einer der Leiter des »Zentrums für Psychosomatische Medizin« an der Universität Gießen, eine Anregung geben will, wie dem chronischen Mangel an Psychotherapeuten in unserer Gesellschaft abgeholfen werden könnte. Das Buch ist ein einziger Appell an die Laien, in dieser Lage zur Selbsthilfe zu greifen, wenn nötig, sogar unabhängig von der Zunft der Experten, die, schwierige Fachsprachen pflegend, sich in ihrer Unersetzlichkeit verschanzen. Der Verfas-

ser geht so weit, als Ergänzung und Entlastung eines unzulänglichen Netzes professioneller Hilfe in das von ihm skizzierte System der psychosozialen Selbsthilfe sogar Friseure und Taxifahrer, Barkeeper und Masseur einzubeziehen. Es liegt nahe, daß man nach der Lektüre dieses Buches den Blick auch auf bestimmte Probleme der Seelsorge lenkt, wo sich ja ebenfalls seit einiger Zeit eine nicht unbedenkliche Tendenz zur Verwissenschaftlichung und Verfachlichung beobachten läßt. Auf kirchliche Verhältnisse übertragen würde das bedeuten, daß man wieder stärker zu einer „Do-it-Yourself“-Seelsorge ermuntern sollte, die auch heute noch einzelnen in der Gemeinde ihre Chancen und Möglichkeiten bietet. Auch die neueste psychotherapeutische Seelsorge hat Aufgaben übriggelassen, die von den „Profis“ bis heute nicht übernommen wurden und wohl nicht übernommen werden können.

Denkt man an Büchertische und Verlagsprogramme, so würde das bedeuten: gebraucht würde nicht so sehr Literatur von Fachleuten für Fachleute, die meist schon im Vorwort Nichtfachleute von einem Gebiet abschrecken soll, auf dem man neue Diplome braucht und wo innerfachliche Entwicklungen für „Außenstehende“ längst nicht mehr überschaubar und durchschaubar sind. Gebraucht würde mehr Literatur, in der erfahrene Seelsorger zu ihrer eigenen Entlastung Hilfen für jene Lebensprobleme weitergeben, die sich in einer Gemeinde auch ohne sie lösen lassen müßten.

qu

Der »Hartmann«

Das neue Standardwerk
für die Grundaustattung von
Theologiestudenten, Pfarrern
und Religionslehrern.
Zum Nachschlagen,
Lernen und Lehren.

Karl Hartmann
**Atlas-Tafel-Werk
zu Bibel und Kirchengeschichte**
Karten, Tabellen, Erläuterungen
Band III
VIII, 224 Seiten DIN A 4 in 2 Teilbänden
Ringbuch-Einband
Einzelpreis je Teilband DM 68.—
Subskriptionspreis je DM 48.—

52 mehrfarbige Karten und 12 mehrfarbige
Tabellen zur Kirchen- und Profangeschichte.
94 größtenteils mehrfarbige Tafeln: Chrono-
logien, Genealogien, historische und theo-
logiegeschichtliche Überblicke.
Erläuternde Texte zu den Karten und Tafeln.
Umfangreiche Personen- und Sachregister.

Inhalt: Zerfall der Karolingerreiche / Zeit der
Sachsen- und Salierkaiser / Investiturstreit /
Geschichte der Kreuzzüge / Stauferzeit:
Kampf zwischen Kirche und Reich / Sieg und
Fall der Papstkirche / Geschichte Osteuro-
pas: Mission und Kolonisation / Geschichte
des Islam und des Judentums / Mönchtum,
Scholastik, Ketzereibewegungen / Romanik
und Gotik.

Unser Subskriptionsangebot

Der Subskriptionspreis für Band I und II sowie für die Teilbände 1 und 2 des Bandes III be-
trägt bei Abnahme des Gesamtwerks je DM 48.—.

Die Bände IV und V erscheinen wie Band III ebenfalls in je 2 Teilbänden zu je DM 48.—, so
daß der Subskriptionspreis für das Gesamtwerk DM 384.— betragen wird.

Die Subskription endet mit Erscheinen von Band V/2.

Bei Einzelkauf beträgt der Preis für Band I und II sowie für folgende Teilbände je DM 68.—.



Aufbau des Gesamtwerks

Band I

Altes Testament und Geschichte des
Judentums bis Jesus Christus

Band II

Neues Testament und Geschichte der
Kirche bis zu Karl dem Großen

Band III

Geschichte der Kirche von Karl dem Gro-
ßen bis zum Vorabend der Reformation

Band IV

Geschichte der Kirche im Zeitalter der
Vorreformation, Reformation und Gegen-
reformation (*erscheint 1982*)

Band V

Geschichte der Kirchen in der Neuzeit
(*erscheint 1983*)



Quell Verlag Stuttgart

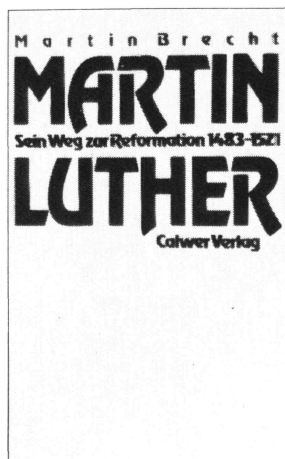
Die neue Biographie des jungen Luther

Martin Brecht **Martin Luther**

Sein Weg zur Reformation 1483 – 1521
528 Seiten, 29 Abbildungen im Text,
16 Kunstdrucktafeln, Register,
Leinen DM 38,-

Seit Jahrzehnten ist keine neue, gut lesbare und zugleich wissenschaftliche Biographie des jungen Luther mehr vorgelegt worden. Währenddessen sind in der Luther-Forschung neue Erkenntnisse gewonnen worden und neue Fragen aufgebrochen: Man wurde aufmerksam auf die Bedeutung des gesellschaftlichen Hintergrunds. Die Tiefenpsychologie bot neue Deutungsmöglichkeiten an. Die Kenntnis der Methoden und Inhalte von Scholastik und Humanismus, die Luther vermittelt wurden, hat beträchtlich zugenommen. Die Profangeschichte betonte den Anteil des politischen Faktors an Luthers Schicksal. Um den Zeitpunkt und den Inhalt der reformatorischen Entdeckung sowie um das Faktum des Thesenanschlags sind große Auseinandersetzungen geführt worden. Protestanten und Katholiken sind sich in der Beurteilung des Reformators ein gutes Stück nähergekommen.

Der Verfasser hat den Ertrag der Forschung in einer neuen Lebensbeschreibung des jungen Luther ausgewertet, anhand der Quellen kritisch überprüft und zusammengefaßt. Dabei ergab sich sowohl in Einzelheiten als auch in größeren Zusammenhängen und hinsichtlich des Aufbaus ein verändertes Lutherbild.



Die entscheidende Frühzeit Luthers ist ein großer und faszinierender Gegenstand, der in sich beschrieben werden kann. Die Darstellung bemüht sich um lebendige Erzählung und ist bewußt so gehalten, daß sie nicht nur für Fachleute, sondern auch für einen interessierten weiteren Leserkreis verständlich ist.

Martin Brecht, geboren in Nagold/Schwarzwald. 1952–1956 Studium der Theologie in Tübingen und Heidelberg. 1964 Studien-Inspektor und 1970 Ephorus am Evang. Stift in Tübingen. 1965 Habilitation für das Fach Kirchengeschichte in Tübingen. Seit 1975 Professor für mittlere und neuere Kirchengeschichte am Fachbereich Evang. Theologie in Münster/W.

Calwer Verlag Stuttgart

Die evangelische Kirche im „Dritten Reich“



Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz

Bilder und Texte einer Ausstellung

Zusammengestellt und kommentiert von Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder für die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Mit einer Einführung von Klaus Scholder.

160 Seiten, zahlreiche Originalfotos und Faksimiles, DM 12,-

Mit diesem Band liegt die erste kurzgefaßte Gesamtdarstellung in Bildern und Texten der Geschichte der evangelischen Kirche im „Dritten Reich“ vor.

Die über 150 Quellenstücke – viele noch unveröffentlichte Fotos, Plakate, Telegramme, Briefe, Gesetze, Befehle, Zeitungsausschnitte usw. – wurden im Auftrag der Evang. Kirche in Deutschland in Zusammenarbeit mit der Evang. Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte für die Ausstellung „Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz“ im Berliner Reichstag zusammengetragen. Sie stammen aus staatlichen und kirchlichen Archiven sowie aus privater Hand.

In den neun Kapiteln des Bandes, der zugleich Ausstellungskatalog ist, wird kein Idealbild vom sogenannten „Kirchenkampf“ gezeichnet, sondern – notgedrungen verkürzt – „ein Stück kirchlicher Zeitgeschichte dokumentiert und dargestellt: die evangelische Kirche auf ihrem Weg durch das ‚Dritte Reich‘ mit ihren vielen und ganz verschiedenen Gemeinden, Pfarrern und Kirchenleitungen, mit ihren politischen Fronten und konfessionellen Gruppierungen, mit ihren schrecklichen Irrtümern und leuchtenden Wahrheiten, mit ihrer Zerstrittenheit, Beschränktheit, Furchtsamkeit ebenso wie mit Beispielen des Mutes und der Glaubenstreue“. (Aus dem Vorwort von Prof. Dr. Klaus Scholder)

Eberhard Röhm ist Dozent am Pädagogisch-Theologischen Zentrum Stuttgart, Redakteur der religionspädagogischen Zeitschrift „entwurf“ und Herausgeber der Reihe „Oberstufe Religion“.

Dr. Jörg Thierfelder ist Professor an der Pädagogischen Hochschule Esslingen. Veröffentlichung über die Spätphase des Kirchenkampfs (Das Kirchliche Einigungswerk von Landesbischof Wurm), Mitautor mehrerer Schulbücher.

Calwer Verlag Stuttgart

Mitteilung des Verlags

Aufgrund der laufend steigenden Kostenentwicklung in den Bereichen Herstellung und Vertrieb – Papier, Druck, Porto – sind auch wir gezwungen, den

Abonnementspreis ab 1. 1. 1982 mit DM 30,- einschl. MWSt. und Porto

neu festzulegen.

Preis des Einzelheftes: DM 3,- zuzüglich Porto.

Wir bitten für diese unumgängliche Maßnahme um Verständnis.

Redaktion und Verlag werden sich auch in Zukunft um aktuelle Information bemühen und danken allen Abonnenten im voraus für ihr weiteres Engagement an der Zeitschrift »Materialdienst«.

Quell Verlag Stuttgart

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD im Quell Verlag Stuttgart. – *Redaktion:* Dr. Hans-Jürgen Ruppert (verantwortlich), Pfarrer Dr. Reinhart Hummel, Dr. Wilhelm Quenzer, Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer, Ingrid Reimer. *Anschrift:* Hölderlinplatz 2A, 7000 Stuttgart 1, Telefon 227081/82. – *Verlag* Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Furtbachstraße 12A, Postfach 897, 7000 Stuttgart 1, Kontonummer: Landesgiro Stuttgart 2036340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinz Schanbacher. – *Bezugspreis:* jährlich DM 25,- einschl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Erscheint monatlich. Einzelnummer DM 2,50 zusätzlich Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik. – *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.